Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Napoleon
in Aegypten.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Ferdinand Stolle.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Erstes Kapitel.

Es war am neunundzwanzigsten October; kaum graute der Morgen über dem Makkatamgebirge, als in den Gassen und Gäßchen von Cairo ein ungewohntes Hin- und Widerlaufen bemerkbar ward. Aus dunkeln Häuserschluchten kam verdächtiges Gesindel, das, in Trupps geschaart, die Gassen durchzog und hier und da aufrührerisches Geschrei ausstieß. Unheimliche Gestalten, in weite Beduinenmäntel gehüllt, zeigten sich unter der Menge, dieselbe zum Aufstand reizend, Haß gegen die Franzosen predigend und häufig Geld vertheilend.

Bereits um sieben Uhr zog eine große Masse Pöbel nach der Wohnung des Kadi, eines allgemein geachteten Greises. Man sendet eine Deputation in sein Haus, welche ihn zwingt, zu Pferde zu steigen und ihnen zum Obergeneral zu folgen, bei welchem man um Zurücknahme mehrerer jüngst erlassener und das Eigenthum betreffender Maßregeln einkommen will.

Unterwegs überlegt der Kadi, daß dies nicht der geeignete Weg sei, mit der obersten Regierungsbehörde in Unterhandlung zu treten. Er erklärt dem Haufen, nicht weiter folgen zu können, und steht im Begriff, nach Hause zurückzukehren. Da reißt das letzte Band der zeither nur mit Mühe aufrecht erhaltenen Ordnung.

Man fällt über die türkische Magistratsperson her, reißt sie vom Pferde, mißhandelt sie auf die empörendste Weise, und ihr Haus ist das erste, das einer allgemeinen Plünderung und Zerstörung anheimfällt.

Ueber die Ursache des furchtbaren Aufstandes möge Folgendes mitgetheilt werden.

Seit geraumer Zeit hatten dem englischen Interesse ergebene Agenten die Eifersucht einer großen Anzahl untergeordneter Scheiks benutzt, welche Letztere von Bonaparte nicht so gut dotirt worden waren, als ihre höher gestellten Collegen. Das ganze Streben dieser Scheiks ging daher schon längst dahin, den höhern türkischen Beamten das Vertrauen der Bewohner Cairo's zu entziehen, unter dem Vorwande, daß jene den Franzosen verkauft seien, nur das Interesse des Obergenerals begünstigten und die Sache des Volkes gänzlich vernachlässigten.

Zwanzig dieser aufrührerischen Scheiks hatten sich in der Nacht vom zwanzigsten auf den einundzwanzigsten October vereinigt und den Beginn des Aufstandes auf den nächsten Morgen festgesetzt.

Für diesen Zweck hatte man, zum Theil mit englischem Golde, eine große Anzahl solcher Individuen gewonnen, die bei einem Aufruhr nichts zu verlieren und nur zu gewinnen haben. Zu diesen gesellte sich der von gleicher Raublust beseelte Pöbel. Sogar der Geist der übrigen Bevölkerung sympathisirte in mehr als einer Hinsicht mit den Aufrührern, da ein Volk gegen fremde Eroberer, die überdies einem fremden Glauben zugethan sind, trotz aller Vortheile, die aus fremdländischer Occupation für die Eingebornen hervorgehen, stets mißtrauisch und feindselig gestimmt sein wird.

Nachdem der tobende Haufe das Haus des un-

glücklichen Kadi geplündert und zerstört, ergießt er sich, von Minute zu Minute größer werdend, durch alle Straßen und der Aufruhr wächst alsbald in's Unermeßliche. Wuthgebrüll des entfesselten Pöbels, Flüche und Verwünschungen gegen Bonaparte und die Franzosen hallen durch die ganze Hauptstadt. Alle Häuser und Kaufläden sind geschlossen. Die unglücklichen christlichen Bewohner sind gezwungen, sich in ihren Gebäuden förmlich zu verschanzen.

Wehe dem Franzosen, den sein unglückliches Geschick den empörten Haufen auf offener Straße begegnen läßt. Er ist binnen wenig Augenblicken in Stücken zerrissen.

Bereits beginnen die Empörer die Häuser französischer Generäle und Institute anzugreifen. So wendet sich ein Arm des tobenden Menschenmeeres gegen die Wohnung des Generals Cafarelli, der eben mit mehreren Officieren ausgeritten ist, um die öffentlichen Arbeiten zu besichtigen. Heldenkühn vertheidigen zwei zurückgebliebene Ingenieurofficiere mit geringer Mannschaft den Palast. Schwer verwundet müssen sie weichen. Die Thüren werden gesprengt. Wuthschäumend dringt der Blut und Beute lechzende Haufe ein. Erbarmungslos wüthet sein mordendes Messer unter den waffenlosen Schwerverwundeten.

Viele andere Wohnungen der Franzosen werden auf diese Art gestürmt und zerstört. Noch immer hat der Platzcommandant General Dupuis den Auflauf für eine leicht vorübergehende Emeute gehalten. Bald gewahrt er mit Schrecken, daß es sich um die revolutionaire Bewegung der ganzen Hauptstadt handelt. Er steigt zu Pferde und dringt, von seinen Adjutanten, einem Dolmetscher und funfzehn Dragonern begleitet, obgleich die Straßen vom Volke gesperrt sind

und er häufig insultirt wird, bis in die Gegend des Frankenquartiers vor. Es gelingt ihm sogar, mehrere Zusammenrottungen auseinander zu treiben.

Als er in die Straße der Venetianer kommt, wogen ihm die empörten Volksmassen wilder denn je entgegen und versperren jeden Ausgang. Seine Ermahnung zur Ruhe verhallt im Wuthgebrüll. Ein türkischer Polizeiofficier, welcher sich dem Gefolge des Generals angeschlossen, erkennt jetzt die Unmöglichkeit, den Aufruhr in Güte zu dämpfen, und feuert sein Gewehr unter den wilden Haufen.

Kaum aber ist dieser Schuß gefallen, kaum wälzen sich einige der Empörer in ihrem Blute, als die Wuth des Pöbels den höchsten Grad erreicht. Man greift den General und die Seinen von allen Seiten an, will ihn und die Reiter von den Pferden reißen. Da ertheilt Dupuis den Befehl zum Angriff. Mit Einem Male flammen die Klingen von funfzehn Dragonern, deren Pferde sich zu gleicher Zeit zu tummeln beginnen. Die Angreifer prallen zurück und wirklich gelingt es der Handvoll Franzosen, sich durch das brandende Meer des Aufstandes eine große Strecke hindurchzuschlagen.

Plötzlich erhält General Dupuis einen Lanzenstich unterhalb der linken Schulter, die Pulsader wird durchschnitten, während man unmittelbar neben ihm seinen Adjutanten vom Pferde reißt. Der schwerverwundete General reicht ihm die Hand, um ihm wieder auf's Pferd zu helfen. Da entströmt das Blut seiner Wunde mit solcher Gewalt, daß es Nacht um ihn wird und das Bewußtsein erlischt. Nach kurzer Zeit ist er nicht mehr. Die Armee verliert in ihm einen ihrer bravsten Generale.

Jetzt endlich donnern die Allarmkanonen in furcht=

baren Schlägen über die empörte Stadt. Ueberall rasseln die französischen Trommeln den Generalmarsch. Die Franzosen versammeln sich im Schlosse. Der General Bon, welcher das Commando übernommen hat, entsendet zahlreiche Colonnen nach allen Hauptpunkten. Auf allen Straßen und freien Plätzen beginnt das Gefecht. Der Pulverdampf der Kanonen und des Kleingewehrfeuers umzieht die Thürme und Minarets. Der Pöbel plündert und mordet demungeachtet ununterbrochen in den Häusern der Reichen.

Bonaparte schreitet in den reizenden Gartenanlagen des Murad-Bey zu Gizeh auf und nieder und ergötzt sich an der reichen Farbenpracht der südlichen Blumenwelt, die in dem silbernen Gartenbassin lieblich wiederstrahlte; von Zeit zu Zeit fällt sein Blick hinüber nach der Pyramide des Cheops, auf welcher er die Flagge Frankreichs deutlich zu erkennen vermag — als plötzlich die stille Morgenluft durch den Donner eines schweren Geschützes erschüttert wird. Er bleibt einen Augenblick stehen, dann verdoppelt er seine Schritte nach dem Gartenpavillon.

Hier ist so eben ein staub- und schweißbedeckter Bote von Cairo angelangt, welcher die Nachricht von dem Aufstande bringt.

Bonaparte hört ihn mit großer Ruhe an und erkundigt sich nach verschiedenen Einzelnheiten. Er erkennt die Gefahr eines Aufstandes in der Mitte eines feindlichen Landes in seiner ganzen Größe, doch kein Zug verändert sich in seinem Marmorgesicht. Er befiehlt seinen Guiden, aufzusitzen und ihm nach Cairo zu folgen.

In raschem Trabe geht der Marsch nach der Insel Rudah und von da nach der Hauptstadt. Ununterbrochen donnern die Kanonen vom Mokkatamgebirge

herüber. Bald vernimmt man auch das Geknatter des Kleingewehrfeuers und das Gebrüll eines entfesselten Pöbels.

Als Bonaparte mit seinen Guiden an den zunächst gelegenen Thoren von Cairo anlangt, findet er sie von zahllosen Rebellen besetzt und vertheidigt. Er muß rechts abschwenken nach dem Thore von Bulak, welches weniger stark besetzt ist. Bonaparte läßt dasselbe sogleich forciren und dringt in die Stadt. So wie er das Schloß erreicht hat, nimmt die Bekämpfung des Aufruhrs einen gewaltigern Charakter an. Binnen kurzer Zeit hat er die Verbindung der rebellischen Stadtviertel unterbrochen. An allen Eingängen der Hauptstraßen fahren Batterien auf. Alsbald ist Cairo in eine einzige Wolke von Pulverdampf gehüllt.

Trotzdem vertheidigen sich die Aufrührer, mit welchen sich nach und nach ein großer Theil der Einwohner vereinigt hat, mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß Bonaparte alsbald erkennt, hier handle es sich um einen Kampf auf Leben und Tod.

Funfzehntausend Rebellen haben sich in die berühmte Moschee El-Heazar, die bei allen Aufständen Cairo's eine hochwichtige Rolle gespielt, geworfen, wo sie sich verschanzen und bemüht sind, durch ausgesendete Emissaire den noch ruhig gebliebenen Theil der Bewohner in Aufruhr zu bringen. Von den Minarets der weltberühmten Moschee herab sind zahlreiche Priester bemüht, die Flammen des Aufstandes zu schüren und das Volk zur Vernichtung der Ungläubigen aufzureizen.

In allen Straßen wüthet der Kampf mit beispielloser Wuth. Sobald ein verwundeter Franzose den Rebellen in die Hände fällt, wird sogleich sein Haupt vom Rumpfe getrennt und auf Lanzen im Triumph

durch die Straßen getragen. Die Franzosen gebrauchen Repressalien und thun ein Gleiches. Kein Pardon wird gegeben und genommen. Es ist ein Vernichtungskampf zweier Elemente, die sich den Tod geschworen.

Ein von Salahieh kommender Convoi mit Kranken und Verwundeten wird, so wie er am Thore von Cairo anlangt, überfallen und, nachdem die schwache Eskorte übermannt und zerstreut, grausam ermordet.

Der Mordkampf währt, so lange die Sonne scheint, mit ausdauernder Heftigkeit. Als aber die Schatten des Abends sich über die Straßen Cairo's legen, scheint eine Art Waffenstillstand zwischen den Kämpfenden einzutreten. Die Ursache von Seiten der Rebellen ist der Umstand, daß die Morgenländer die Nacht fürchten und nie gern im Dunkeln streiten. Den ermatteten Franzosen kam dieser Volksgebrauch sehr zu Statten. Man befestigt das gewonnene Terrain und bivouaquirt auf den mit Blut und Leichen bedeckten Straßen.

Während der Nacht durchreitet Bonaparte, nur von einem seiner Adjutanten begleitet, die von den französischen Truppen besetzten Straßen und freien Plätze. Den Mittelpunkt der Empörung, die in gewaltigen Massen zum Nachthimmel strebende El-Heazar-Moschee, recognoscirt er von mehreren Seiten. Erst nach Mitternacht kehrt er nach dem Hauptquartier zurück.

Schweigend geht er hier eine geraume Zeit, die Hände auf dem Rücken, auf und nieder. Im Hintergrunde stehen, Befehle erwartend, mehrere Generale.

Es ist ein großer, entscheidender Augenblick. Das Schicksal der ganzen Expedition, das Sein oder Nichtsein des französischen Heeres steht auf dem Spiele. Der scharfe Geist Bonaparte's verkennt den Abgrund

nicht, an welchem er steht. Er überschaut alle Verhältnisse. Nie standen sie für einen Eroberer mißlicher. Die Engländer sind im Begriff, die Seestädte anzugreifen. Murad-Bey hält sich noch immer in Oberägypten, trotz der rastlosen Thätigkeit des ihn verfolgenden Desaix. Nur mit Mühe vermag Menou und Dugua Unterägypten im Zaume zu halten. Die Wüste wimmelt von streitbaren Beduinen, die von Raublust und Fanatismus gegen die Franzosen getrieben werden. Sie und die Fellahs stehen im Begriff, den Empörern von Cairo zu Hülfe zu ziehen. Dazu kommt ein Ferman des Großherrn, der durch Vermittelung der Engländer in zahllosen Exemplaren in Aegypten verbreitet und in allen Moscheen verlesen wird, worin die Versicherung Bonaparte's, daß er mit der Pforte in Freundschaft lebe, nicht nur für Lüge erklärt und alle Aegypter zum Morde der Franzosen aufgefordert werden, sondern auch offen verkündet wird, daß nächstens ein großes, türkisches Heer erscheinen und die Ungläubigen in Aegypten vernichten werde.

Von dem Beispiele der Hauptstadt hängt Alles ab. Bonaparte hat seinen Entschluß gefaßt. Er wendet sich an den Artilleriegeneral Dammartin.

„Eilen sie auf den Mokkatam," spricht er, „und stellen sie auf dem Raume zwischen der Citadelle und der Moschee El-Heazar eine Batterie von vier Haubitzen."

Der General gab bescheiden zu bedenken, daß diesen Befehl auszuführen, an die Unmöglichkeiten grenze, da jener Raum von den Rebellen beherrscht werde.

„Ich muß ihn aber haben," erwiederte der Obergeneral mit dem Fuße stampfend, indem seine Blicke fortwährend auf dem Plane von Cairo ruhten; „ich

muß ihn haben, oder Alles ist verloren. Vier Haubitzen müssen uns retten."

Dammartin wagte keine Einrede mehr, sondern eilte davon, um dem empfangenen Befehle gemäß zu handeln.

Bonaparte wandte sich jetzt an den General Lannes, einen seiner kühnsten Lieutenants.

„Sie, Lannes," sprach er, „werden im Verein mit Devaux und Dumas und mit hinreichender Infanterie und Cavallerie, sobald der Tag graut, Cairo verlassen, um die herbeieilenden Hülfsvölker der Insurgenten zurückzutreiben. Nach meiner Berechnung werden Sie es ungefähr mit fünf bis sechstausend Arabern zu thun haben. Nehmen Sie Ihre Maßregeln darnach."

Erst nachdem Bonaparte noch eine Menge anderer Befehle ertheilt hatte, gönnte er sich einige Ruhe. Sorgenvoller war er noch nie schlafen gegangen.

Die Rebellen ließen gleichfalls die Nacht nicht unbenutzt vorübergehen. Sie thaten Alles, um sich zu verstärken, zu verschanzen und zu befestigen. Hauptsächlich suchten sie sich mit den vom Lande herbeieilenden Arabern, Beduinen und Fellahs in Verbindung zu setzen.

Kaum graute nach einer schwülen verhängnißvollen Nacht der Morgen des zweiundzwanzigsten October, als Bonaparte's gegebene Befehle in Ausführung gebracht wurden. Die Generale Lannes, Devaux und Dumas rücken aus den Thoren von Cairo und treiben die anlangenden auswärtigen Bundesgenossen der Empörer zurück. Ein großer Theil derselben wird in den Nil gesprengt.

Unterdeß ist Bonaparte's Aufmerksamkeit beständig auf die Batterie des Generals Dammartin gerichtet. Von fünf zu fünf Minuten läßt er anfragen, ob die Batterie Posto gefaßt? Erst nachdem er die Nachricht

erhalten, daß sie aufgefahren und durch Verschanzungen hinreichend gedeckt ist, wendet er seine Aufmerksamkeit wieder den in den Straßen vordringenden Infanteriecolonnen zu.

Der Kampf entbrennt von Neuem. Noch hartnäckiger, als am Tage zuvor, vertheidigen die Rebellen ihre Positionen. Die Franzosen sind häufig gezwungen, Haus für Haus zu erobern. Indeß werden ihre Bewegungen so zweckmäßig geleitet, und ihre Kriegskunst ist der ägyptischen in so hohem Grade überlegen, daß alle Uebermacht, Fanatismus und Tapferkeit der Morgenländer nicht im Stande sind, die vordringenden Colonnen aufzuhalten.

Zu Hunderten stürzen die Aegypter unter dem gut und sicher geleiteten Kanonen- und Gewehrfeuer der französischen Bataillone, welchen sämmtlich als Zielpunkt die große Moschee, der Hauptsitz der Empörung, angewiesen ist. In allen Straßen dringen die Franzosen, Alles, was sich in den Weg stellt, niedermachend, nach diesem Mittelpunkte vor.

Heiß glüht die Sonne über der Straßenschlacht. Weit hinaus über den Nil nach der Wüste, bis zu den einsamen Wänden der Pyramiden hallt der Donner der Kanonen. Weit und breit erzittert die Gegend und die Herzen ob des Blutgerichts, welches Bonaparte über die „Mutter der Welt" hält.

Nach einem dreistündigen fürchterlichen Blutbade haben sich die Franzosen von allen Seiten so weit der großen Moschee genähert, daß sie so gut wie eingeschlossen betrachtet werden kann. Von ihrer Einnahme hängt die Entscheidung des Kampfes, das Schicksal der französischen Armee und Aegyptens ab.

Bonaparte, sobald er siegend vordrang, stets großmüthig und die Hand zur Versöhnung bietend, läßt

auch den Empörern in der El-Heazar-Moschee, wenn sie sich unterwerfen, Verzeihung anbieten. Zu diesem Zwecke begeben sich der Divan, die vornehmsten Scheiks, die Männer des Gesetzes, nach dem Orte des Todes und der Verwüstung. Sie lassen wiederholt die Stimme des Friedens ertönen. Vergebens. Von fanatischen Priestern, die unermüdlich auf den erhabenen Zinnen der Moschee umhergehen, zum verzweiflungsvollsten Widerstande aufgeregt, verwerfen die Empörer jegliche Friedensvorschläge und ehren die heiligen Rechte der Gesandtschaft so wenig, daß sie die Friedensboten mit einem Hagel von Kugeln begrüßen.

Jetzt ist die Stunde der Gnade verronnen. Es ist Nachmittag vier Uhr. Bonaparte gibt seinem Stiefsohne, dem schönen Eugen Beauharnais, der zu Pferd neben ihm hält, ein Zeichen. Dieser jagt im Carriere davon. Es sind wenige Minuten verflossen, da beginnt die Citadelle und die Batterie Dammartin, die keine vierhundert Schritt von der Moschee El-Heazar entfernt, ihr verderbenvolles Feuer. In Hunderten durchbrausen Bomben, Granaten und Stückkugeln die heiße Atmosphäre und schlagen zermalmend in dem Mauerwerke der kunstreichen Moschee nieder.

Dieser glühende, Alles zerschmetternde Regen hat keine halbe Stunde gewährt, als sich Tod und Entsetzen unter den Vertheidigern der Moschee verbreitet. Zu Hunderten werden sie von den hereinrauschenden Geschossen und von zusammenstürzenden Mauern erschlagen. Nichtsdestoweniger denken sie an Uebergabe.

Die Kanonen der Citadelle und hauptsächlich der wegen ihrer Nähe der Moschee so verderblichen Haubitzenbatterie donnern ununterbrochen. Die Infanteriecolonnen in den Straßen dringen Schritt vor Schritt näher, ihr Feuer wird verheerender und der Sitz der

Empörung immer enger von allen Seiten eingeschlossen. Dennoch bleibt sich die fanatische, von den Priestern entflammte Vertheidigung gleich.

Da mit einem Male — mitten im wildesten Kanonenfeuer — umzieht sich der Himmel. Die Sonne erlischt, dunkle Wolkenberge lagern sich über dieselbe, und in der Ferne, von der Wüste herüber, beginnt der Donner, den man Anfangs von dem Kanonendonner nicht zu unterscheiden vermag. Mit dem zunehmenden Verderben in der mehr und mehr zusammenstürzenden Moschee, umzieht sich der Himmel schwärzer, rollt der Donner immer gewaltiger. Die Schläge werden allmälig so erschütternd, daß sie das Krachen der Batterien übertäuben.

Es ist, als ob sich der Mensch und der Himmel zugleich gegen die Empörer verschworen hätten. Hier und da zuckt aus der Wolkennacht ein zündender Blitz in das Häusermeer, so daß die rothe Flammensäule zum Himmel steigt. Diese in Aegypten eben so seltene, wie gefürchtete Naturerscheinung eines Nachtgewitters, sowie das Verderben, welches die französischen Batterien rings verbreiten, bricht endlich den Trotz der Rebellen. Näher und näher rasseln die Trommeln der stürmenden Colonnen. Näher und näher dröhnen die Kanonen, welche, in Gemeinschaft mit den Geschützen der Citadelle und den Haubitzen Dammartin's, ihr Feuer gegen die Moschee eröffnen. Bereits bricht an mehreren Orten des großartigen Gebäudes die Flamme hervor — da entsenden die rebellischen Scheiks eine Deputation an Bonaparte zur Unterhandlung.

Mit ernstem Antlitz schaut aus einiger Entfernung der große Feldherr der französischen Republik dem furchtbaren Rächeramte zu, welches seine Batterien in Gemeinschaft mit himmlischen Blitzen unternommen haben.

Als die Deputation der Rebellen bei ihm anlangt, würdigt er sie keines Blickes und auf ihr Ersuchen, vorgelassen zu werden, spricht er mit furchtbarer Ruhe:

„Die Stunde der Gnade ist verronnen. Ihr habt die Sache begonnen. Ich werde sie vollenden."

Verzweiflung im Herzen kehren die Abgesandten zurück und die Batterien, die eine kurze Zeit geschwiegen, beginnen von Neuem zu donnern. Die Verheerungen in der Moschee und die Entmuthigung nimmt von Minute zu Minute überhand. Und immer näher dringen mordend, sengend und brennend die stürmenden Colonnen.

Man ist endlich bis an die himmelhohen Portale der Moschee vorgedrungen. Sappeure räumen die Barricaden hinweg; die eichenen Thürpfosten werden mit Aexten eingehauen, andere Thüren durch Kanonen eingeschossen.

Die Verzweiflung der eingeschlossenen Empörer hat den höchsten Grad erreicht. Während ein Theil die Flucht ergreifen will, sucht ein anderer in einem wüthenden Ausfalle Rettung. Aber überall, wo sie hinkommen, starrt ein Wald von Bayonetten entgegen; empfängt sie die Wuth der Stürmenden, welche ihre schändlich gemordeten Kameraden zu rächen haben. Zugleich begreift jeder Franzose, daß hier seiner eigenen Rettung wegen an den Empörern ein Exempel statuirt werden muß. Das Blutbad ist unermeßlich. Haufenweis thürmen sich die Leichen der Erschlagenen. In den weiten und prachtvollen Hallen, in den weitläufigen Gängen und Corridors der großen Moschee ist kein Ort, wo nicht Blut fließt. Dazu rollt der Donner des Himmels und der Batterie ununterbrochen und die Blitze durchflammen in Einem fort die entsetzliche Nacht.

Es ist Abends acht Uhr. Da gibt Bonaparte das Zeichen zum Ende des großen Trauerspiels. Der Rest der Rebellen hat sich auf Gnade und Ungnade und unter dem beständigen Nothruf: „Amman, Amman!" ergeben.

Obschon man sich in allen Straßen geschlagen, hat doch nicht die ganze Bevölkerung, vielleicht abgehalten durch das Einschreiten des Himmels, an der Empörung Theil genommen. Bonaparte hält es daher auch nicht für angemessen, die ganze Stadt büßen zu lassen, und will sich auf die Bestrafung der Rädelsführer beschränken.

Von Seiten der Aegypter betrachtet man dieses gerechte Verfahren als ein Zeichen einer außerordentlichen Großmuth und preist laut den Sultan Kebri.

Der Kanonendonner von Mokkatam hallte durch ganz Aegypten wieder und trug nicht wenig bei, diejenigen Einwohner, vor Allem die der Städte, welche zum Aufstande geneigt gewesen waren, in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Von jetzt an war das Volk ruhiger und duldete ohne Murren die fremde Herrschaft. Es faßte endlich sogar ein gewisses Zutrauen für die Besieger der Mameluken. Cairo blieb von nun an ruhig und das Beispiel der Hauptstadt verfehlte, wie in Europa, nicht, seinen Einfluß auf die Provinzen auszuüben.

Während der beiden Monate, die auf die große Empörung folgten, knüpften sich neue Bande zwischen den Aegyptern und Franzosen. Europäische Kunst und Industrie verschönerten und bereicherten Cairo. So wurde der Palast des Bey's nebst Garten in ein Tivoli umgeschaffen. Spielsäle, Billards, Kaffeehäuser, Restaurationen, ein Lese-Cabinet, Tanzmusiken,

Feuerwerke boten am Gestade des Nils alle Annehmlichkeiten der Ufer der Seine dar.

Ueberhaupt erhielt die ägyptische Hauptstadt durch den längern Aufenthalt der Franzosen ein ganz verändertes Ansehen. Der Handel blühte in einer Frische empor, wie sie den stumpfsinnigen Bewohnern der fruchtbaren Gegend bisher unbekannt gewesen war. Eisenhütten, Gießereien und Manufacturen vervielfältigten die meisten Erzeugnisse der europäischen Cultur. Man eröffnete Fabriken zur Anfertigung von Schießpulver und auf den Höhen des Mokkatam drehten sich zum ersten Male Windmühlen vor den Augen der erstaunten Aegypter.

So bestätigt sich das alte Sprichwort abermals, daß man durch Kunst und Wissenschaften dauerndere Eroberungen gründet, als durch die Gewalt des Schwertes.

Zweites Kapitel.

Ernst und einsam erheben sich auf der Grenze Asiens und Afrika's, unfern des Hafens von Suez, zwei Säulen aus rothem Granit, gewaltige Markzeichen aus alter Zeit. Seit Jahrhunderten scheint die Sonne zweier Welttheile auf die kahlen Scheitel hernieder, treibt der Kamsin den glühenden Wüstensand vorüber. Schweigend starren die rothen Steinmassen in das Meer der Wüste, welche das Land Aegypten scheidet von dem palmenfröhlichen Palästina.

Am Fuße der einen Säule ruhte, das Haupt auf den Arm gestützt und das Gesicht nach dem Morgen-

lande gewendet, in große Gedanken und Erinnerungen versunken, Napoleon Bonaparte. Das kleine Häuflein seiner Getreuen, nur aus einer Escorte Guiden und einigen Dragonern bestehend, lagert in geringer Entfernung. Man ist beschäftigt, aus dem nahgelegenen schönen und tiefen Brunnen Refah sich mit Wasser zu versorgen und von dem beschwerlichen Wüstenmarsche zu erquicken.

Der Krieg mit dem Morgenlande ist entschieden. Nachdem alle Friedensversuche Bonaparte's bei der hohen Pforte gescheitert sind, hat der französische Feldherr den kühnen Plan gefaßt, die Offensive zu ergreifen, Syrien zu erobern und je nach den Umständen gegen Constantinopel oder nach Indien vorzudringen. Die Hälfte seiner Armee zur Behauptung Aegyptens zurücklassend, ist er mit der andern gegen die Wüste aufgebrochen. Seine Soldaten marschiren in mehreren Colonnen. Die Division Kleber bildet die Avantgarde. Ihr zunächst folgt Bonaparte mit einer Escorte Guiden und einem Detachement Dragonern. Als der Feldherr mit seinen zum Tod ermatteten Begleitern an den beiden Säulen anlangt, die Asien und Afrika scheiden, findet er keine Spur von vergossenem Wasser; der Brunnen Refah scheint unberührt; schon einige Meilen rückwärts hat man mit Erstaunen wahrgenommen, daß die Gruben, in denen die Araber ihr Getreide, Stroh und Wurzeln verbergen, nicht aufgewühlt sind; Alles Zeichen, daß die Kleber'sche Avantgarde ihren Weg verfehlt hat.

Die Stirn Bonaparte's umzieht sich düstrer, als die nach allen Seiten ausgeschickten Kundschafter von der vermißten Division keine Nachricht bringen. Er springt von dem Platze, wo er geruht hat, auf, und

läßt selbst seine Blicke nach allen Himmelsgegenden über die nackten Strecken der Wüste dahin schweifen.

Da bemerkt er nach einiger Zeit am östlichen Horizonte, daß eine Abtheilung Cavallerie aufreitet. Ist es Kleber oder sind es Feinde? Sogleich befiehlt er seinen Guiden aufzusitzen und ihm zu folgen.

Bald umhüllt Wüstenstaub die rasch dahin trabenden Reiter. Plötzlich hält Bonaparte sein Pferd an und überschaut die Gegend. In einiger Entfernung ist ein Dorf sichtbar geworden. Es führt den Namen Kan=Schunes und ist die erste Ortschaft Palästina's; die Wüste scheint zu Ende, der Horizont begrenzt sich mit Palmen.

Bonaparte reitet mit seinen Guiden und Dragonern weiter vor. Bald gewahrt man, daß die in einiger Entfernung aufgerittene Cavallerie nicht aus Landsleuten, sondern aus einem Detachement Mameluken besteht, welches die anrückenden Franzosen zu beobachten scheint. Aber wer beschreibt das Erstaunen der Letztern, als sich plötzlich, eine Stunde von Kan=Schunes, das Lager des Pascha Abdallah, welcher den Eingang nach Syrien besetzt hält, vor ihren Blicken ausbreitet.

Sämmtliche Officiere rathen zur schleunigsten Umkehr. Bonaparte hört sie schweigend an.

„Nein," spricht er nach einiger Ueberlegung, „unsere Flucht am hellen Tage würde halb Asien nach sich ziehen. Wir müssen vorwärts!"

Er rückt rasch und kühn gegen das Dorf vor und wirft einen Theil seiner schwachen Escorte in dasselbe. Das Detachement Mameluken ergreift die Flucht und eilt in das Lager des Pascha's. Hier hält man den feindlichen Reitertrupp für die Spitze der französischen

Armee und hütet sich wohl, seine Stellung zu verlassen und angriffsweise zu Werke zu gehen.

Bonaparte überzeugt sich jetzt auf das Entschiedenste, daß sein Heer in der Wüste sich verirrt hat. Unter diesen Umständen ist es tollkühn, Kan-Schunes zu behaupten. Als daher die Dunkelheit hereinbricht, entschließt er sich zum schleunigsten Rückzuge.

Von tausend Vermuthungen und Zweifeln gequält, langt er wieder in Afrika beim Santon des Scheik Zoe an. Abermals entsendet er Dragoner nach allen Richtungen. Kurz nach Mitternacht wird ein Araber eingebracht, welcher aussagt, daß ein Heer, „zahlreicher denn die Gestirne des Himmels" den Weg nach Mekka ziehe.

Augenblicklich besteigt Bonaparte sein Dromedar und reitet, von dem Araber geführt, in die Nacht, um General Kleber aufzusuchen. Nach einiger Zeit trifft man auf mehrere zum Tode ermattete Dragoner. Von ihnen erfährt man, daß die französische Avantgarde, durch treulose Führer getäuscht, in der Wüste sich verirrt habe. Bonaparte, unermüdlich in seinen Nachforschungen, setzt seine Reise fort und erreicht nach abermaligem mehrstündigen Marsche glücklich die verirrte Division.

Aber in welchem Zustande findet er sie! In sicherer Erwartung des Todes vor Durst und Ermattung hat sich die höchste Verzweiflung der Krieger bemächtigt. Eine große Anzahl der jüngern Soldaten hat sogar ihre Flinten zerbrochen. Der unerwartete Anblick des Obergenerals belebt alle Herzen. Selbst die Ermattetsten erheben ein Freudengeschrei.

Der Feldherr reitet an die mit Wüstenstaube bedeckten Colonnen heran. Er verkündigt ihnen Trinkwasser und Lebensmittel.

„Noch wenige Stunden," ruft er, „und wir sind in dem gelobten Lande, wo Euch Erquickungen aller Art erwarten. Aber selbst wenn die Beschwerden der Wüste noch länger gedauert hätten, so war dies noch kein Grund, den Muth zu verlieren. Soldaten müssen lernen mit Ehren sterben!"

Zu andern Bataillonen spricht er:

„Die Wüste zu bezwingen, gilt einer Schlacht gleich. Ein solcher Sieg fehlte zeither Eurer Geschichte, Ihr Veteranen von Lodi. Was Euch quält, ist auch meine Qual. Ich leide Durst wie Ihr."

Den nächsten Tag langen auch die übrigen Divisionen unter Lannes und Bon an. Hierauf überschreitet die vereinigte Armee die Grenzen Syriens. Abdallah-Pascha hat sich nach Gaza zurückgezogen.

Nach einem achtzig Stunden langen Wüstenmarsche gehen vor den entzückten Augen der französischen Krieger die blühenden Landschaften Palästina's auf. Es ist, als erwarte hier ein gastlich Volk, unter grünen Zelten wohnend, Gäste. Gleichwohl naht der Soldat nur mit bangendem Herzen dem schönen Lande. So oft durch das Gespenst der Wüste getäuscht, fürchtet er jeden Augenblick, daß der Abendwind das Zauberbild entführen werde. Doch bald umfassen die zuerst angelangten Krieger liebebrünstig die Palmenbäume. Sie schütteln den Gluthstaub des Kamsin von ihren Füßen und marschiren mit einer Fröhlichkeit vorwärts, als beträten sie das Vaterland.

Nach einem leichten Scharmützel fällt das im Alterthume so berühmte Gaza, das nur noch aus drei Dörfern besteht, dreitausend Bewohner zählt und inmitten von Olivenwäldern gelegen ist, den Franzosen in die Hände. Abdallah-Pascha zieht sich mit seinen

Türken und Mameluken, ohne eine Schlacht anzunehmen, auf Jaffa zurück.

Die zwei Tage Ruhe, welche man dem Heere in Gaza gewährt, läßt bald alle überstandenen Mühseligkeiten vergessen. Es ist nicht mehr der klare, brennende Himmel Aegyptens, welcher herabschaut; Wolken bedecken von Zeit zu Zeit den Horizont; die Hitze ist gemäßigt. Von dem Gebirge des Libanon rollt majestätisch der Donner. Ein balsamischer Regen träufelt auf die zahlreichen Oelbäume, Datteln, Citronen und Granaten hernieder.

Je weiter das Heer nach Jaffa vorrückt, desto mehr geht das Land der Wunder auf. Man kommt an Städten und Ortschaften vorüber, deren ewige Namen in den Schriften des alten Bundes verzeichnet stehen.

Seit der letzte Kreuzritter, welcher dem Schwerte Soliman's entrann, sich an Jaffa's Strande einschiffte, herrschte tiefes Schweigen auf diesen heiligen Hügelreihen. Stumm flossen die Wellen des Hebron und des Jordan. Des Halbmonds eiserne Tyrannei herrschte seit Jahrhunderten in diesen von Gott gesegneten Landen und mit stumpfer Gleichgültigkeit ging der brutale Türke durch Libanons Cedern.

In der Nacht des ersten März lagert das Heer in Ramlay, dem alten Arimathia, eine kleine Stadt, kaum an zweihundert Familien zählend, die fast alle Christen sind.

Von hier aus marschirt man nach Jaffa, dem alten Joppe, das der nächste Hafen des Mittelmeeres bei Jerusalem ist, welches letztere nur funfzehn Stunden entfernt liegt. Dieser Platz ist der Schlüssel zu Syrien, mit hohen Mauern umgeben, und zählt eine fünf-

tausend Mann starke, aus allerlei Volk bestehende Besatzung.

Bonaparte befiehlt die Laufgräben zu eröffnen, die französischen Batterien beginnen ihr Feuer und nachdem Bresche geschossen, wird der Besatzung eine Aufforderung zur Uebergabe zugeschickt. Man verspricht den Belagerten freien Abzug und Schutz. Zu gleicher Zeit wird französischer Seits das Feuer eingestellt. Ein Türke ist der Ueberbringer der Aufforderung. Statt aller Antwort läßt der türkische Befehlshaber dem Parlamentair den Kopf abschlagen. Auf einen Spieß gesteckt erhebt sich das blutige Haupt des unglücklichen Boten über den Mauern.

Jetzt ist das Schicksal Jaffa's entschieden.

Sämmtliche französische Batterien beginnen ein verheerendes Feuer. Sechs Stunden schießt man Bresche, worauf die Division Lannes Befehl erhält, die Stadt zu stürmen.

Die Carabiniers der zweiundzwanzigsten leichten Halbbrigade eilen voran und ersteigen den Mauerbruch. In dem Augenblicke aber, wo sie in die Stadt eindringen, demaskirt die muselmännische Besatzung zwei Batterien und hat ihre sämmtlichen Scharfschützen hinter benachbarten Mauern vereinigt. Ein mörderischer, hartnäckiger Kampf entspinnt sich auf den zertrümmerten Wällen. Man streitet Mann gegen Mann. Die Franzosen haben es mit Nationen von halb Asien und Afrika zu thun. Die Besatzung besteht aus einem bunten Gemisch von Türken, Mameluken, Mogrebinen, Albanesen, Kurden, Natoliern, Damascenern, Aleppinern, Syrern, Karamaniern, Aegyptern, Negern und andern Völkern, welche alle von demselben Fanatismus und Haß gegen Europäer und Christen beseelt sind. Weiber und Kinder vermischen ihr Geheul und

Geschrei mit dem Geräusch der Waffen und schleudern Steine und Feuerbrände auf die Stürmenden. Mit welch' verzweifelter Tapferkeit letztere auch wiederholt vordringen, eben so oft werden sie zurückgeworfen. Der Erfolg bleibt eine lange Zeit unentschieden.

Plötzlich erhebt sich unerwarteter Tumult und Gewehrfeuer im Rücken der Muselmänner. Von einer entgegengesetzten Seite ist es einer zweiten französischen Division gelungen, in die Stadt zu dringen. Tod und Verderben verbreitend, ergießt sie sich in die Straßen. Die Verzweiflung verleiht den Belagerten neue Kräfte. Ein noch furchtbarerer Kampf erhebt sich. Jedes Haus wird zur Festung und muß erobert werden. Ein Theil der Stürmenden klettert von Dach zu Dach, andere Colonnen bemächtigen sich einer Straße nach der andern. Ein Hagel von Kugeln, Steinen und Gemäuer stürzt von den Dächern auf die Kämpfenden hernieder.

Wiederholt wird die auf allen Punkten zurückgedrängte Garnison zur Uebergabe aufgefordert. Der von Christenhaß entflammte Fanatismus der Muselmänner mag von keinem Pardon wissen. Der Kampf wüthet fort. Da geht endlich der Zorn des französischen Kriegers in Raserei über. Die letzte Schonung entflieht der Brust. Es entsteht ein Morden, wie solches die Geschichte zur Ehre der Menschheit nur selten aufzuweisen hat. Vergebens entsendet Bonaparte seinen Stiefsohn Eugen und andere Officiere, um dem Blutbade Einhalt zu thun. Aber kein Bittwort, kein Commandoruf vermag die entfesselte Soldateska von ihrer Blutarbeit zurückzuhalten. Alles, was von einem Weibe geboren, fällt unter französischen Säbeln, Kolben und Bayonetten. Weder Alter noch Geschlecht hat Anrecht auf Schonung. Ein Schlachten ist's im schaudererregendsten Sinne des Wortes.

Allmälig verstummt das Allahgeschrei, der Widerstand wird schwächer. Der französische Soldat ist des Mordens müde. Der Rest der Besatzung wirft die Waffen von sich und fleht um Gnade. Er wird gefangen genommen. Als der Abend herabsinkt, ist Jaffa in französischem Besitze.

Die Schrecken der Plünderung währen vierundzwanzig Stunden. Jammergeschrei gemißhandelter Einwohner tönt aus zahlreichen Wohnungen.

Aber ist es doch, als wolle ein böser Geist alle Schrecken des Kriegs über die unglückliche Stadt ausschütten. Als man die Gefangenen Bonaparte vorführt, wird dieser heftig bewegt.

„Was soll ich mit ihnen machen?“ ruft er mit durchdringender Stimme, „habe ich Lebensmittel, sie zu nähren, habe ich Fahrzeuge, sie nach Aegypten oder Afrika überzusetzen? Wie konnte man mir diese Unglücklichen vorführen?“

Die Adjutanten erinnern an den Auftrag der Menschlichkeit, den sie von ihm selbst empfangen haben.

Bonaparte läßt die aus Damaskus, Aleppo und andern syrischen Orten gebürtigen Gefangenen, so wie die Aegypter aussuchen und entsendet sie in ihre Heimath; den Rest, der aus Albanesen besteht, läßt er, nachdem er drei Tage lang mit sich berathschlagt und vergebens auf Schiffe und günstigen Wind gewartet, niederschießen.

Das Erschießen wehrloser Gefangenen muß mit Schauder erfüllen. Gleichwohl ist diese Handlung dem Kriegsrechte vollkommen angemessen. Diese Arnauten oder Albanesen hatten zum großen Theil die Besatzung von El-Arisch gebildet, welcher Ort noch vor Gaza gleich bei Beginn des syrischen Feldzugs von den Franzosen war genommen worden. Man hatte sie auf ihr

Wort, nicht wieder in gegenwärtigem Feldzuge zu dienen, freigelassen; gleichwohl hatten sie sich sogleich wieder mit den Türken vereinigt, die Besatzung von Jaffa verstärkt und durch ihren verzweifelten Widerstand einer großen Anzahl Franzosen das Leben gekostet. Hätte man sie freigelassen, so würden sie, wie von El=Arisch nach Jaffa, von da nach St. Jean d'Acre gezogen sein, die dortige Besatzung verstärkt haben und so den Franzosen neuen Schaden zugefügt haben. Die Pflicht gegen die eigenen Soldaten machte es daher zur eisernen Pflicht, das Leben dieser Gefangenen nicht zu schonen. Hätte es Bonaparte nicht gethan, so würde er mit Recht beschuldigt worden sein, das Heil seines Heeres aus thörichter Großmuth und Unvorsichtigkeit blosgestellt zu haben.

Im Besitze Jaffa's überläßt sich Bonaparte mit gewohntem Eifer seinen zahlreichen Arbeiten und Anordnungen, während die Armee von den heißen Kämpfen ausruht. Er macht einen Versuch, die Bewohner Palästina's für sich zu gewinnen. Er bietet allen Scheiks und Ulemas die Friedenshand, während er schwere Drohungen gegen Diejenigen erläßt, die die Absicht haben, ihm feindselig entgegen zu treten.

Auch dem Pascha von Syrien, der seiner Grausamkeit halber den Namen Djezzar oder der Schlächter führt, bietet er die Hand zum Frieden und zur Versöhnung. Der Schlächter läßt statt der Antwort nach gewohnter Weise den Friedensboten in's Meer werfen.

Während Bonaparte mit Organisation des eroberten Landes beschäftigt ist, und sein Adlerblick bald über Syrien, bald über Aegypten schweift, bald die feindseligen Bewegungen der Engländer, welche Alexandrien blockiren, beobachtet, erscheint plötzlich ein

neuer Feind, furchtbarer denn alle übrigen. Die — Pest.

Bereits seit die Armee Aegypten verlassen, haben sich wiederholt Spuren dieser Entsetzen erregenden Krankheit gezeigt. Bei der Belagerung Jaffa's sind mehrere Kranke an einem pestartigen Uebel gestorben. Bläuliche Beulen und brandige Blutflecke haben sich an den Leichnamen gezeigt. Die Erstürmung der Stadt, in welcher die Pest herrscht, hauptsächlich die Unvorsichtigkeit der plündernden Soldaten, sich verpesteter Kleidungsstücke zu bemächtigen, haben die Verbreitung der Krankheit unter dem Heere außerordentlich befördert.

Eines Tages erhebt sich im Lager ein fürchterlicher Lärm. Schrecken erfaßt die Brust der Beherztesten. Das Geschrei, es seien mehrere Soldaten beim Spazierengehen plötzlich todt niedergestürzt, dringt in das Zelt des Feldherrn. Dieser läßt sogleich Nachforschungen anstellen. Es ergibt sich, daß türkische Krankenwärter während der Nacht Verstorbene aus Nachlässigkeit vor das Thor geworfen haben.

Bonaparte, der zeither durch die Aerzte die vorgekommenen Pestfälle nur für Ergebnisse eines epidemischen Fiebers erklärt hat, erkennt sogleich, daß wenn die Wahrheit bekannt werde, dieselbe von unberechenbar verderblichen Folgen für sein Heer sein müsse. Er faßt in dieser Lage einen der großherzigsten Entschlüsse, der allein schon hinreichen würde, seinen Namen in der Geschichte zu verewigen.

„Folgen Sie, meine Herren," spricht er zu den ihn umstehenden Generalen, „ich werde selbst den Beweis liefern, daß es nicht die Pest ist."

Er schreitet sofort, gefolgt von seiner Suite und dem Oberarzte Desgenettes, nach dem Hospitale, worin

sich die Verwundeten befinden. Nachdem er hier eine Zeit lang sich aufgehalten, diesem und jenem Trost zugesprochen und einen Beutel voll Piaster vertheilt, schreitet er nach den Sälen der Pestkranken.

Mit geheimem Schauder, die Taschentücher vor dem Munde, folgen die Oberofficiere in die giftgeschwollene Atmosphäre. Langsam, die vollkommenste Ruhe auf dem Antlitz, wandelt Bonaparte die Säle des Jammers und Schreckens auf und nieder, hier und da stehen bleibend und sich nach den geringfügigsten Details der Anstalt erkundigend.

Er spricht mit diesem und jenem der Pestkranken und mit Entsetzen gewahren die ihn begleitenden Generale, wie er sogar die verderbenvollen Beulen eines der Kranken berührt, indem er laut ausruft: „Da seht Ihr, daß es nichts ist!"

Nach fast zweistündigem Aufenthalt verläßt er die Hospitäler. Die Generale Berthier und Bessieres, die sich in seiner nächsten Umgebung befinden, sprechen jetzt unverholen ihre Mißbilligung über das große Wagstück aus. Der große Mann blickt sie mit seinem Adlerauge streng an.

„Ich habe meine Pflicht gethan," spricht er kalt; „ich bin Feldherr!"

Da man sich nicht allzufern von Jerusalem befindet, wird Bonaparte gefragt, ob er es nicht vorzöge, durch diese berühmte Stadt zu ziehen.

„Nein," erwiedert er, „keinesfalls; Jerusalem liegt nicht auf meiner Operationslinie. Ich will nicht mit Bergvölkern in schwieriger Gegend es zu thun haben. Ueberdies würde ich mich zahlreichen Cavallerieangriffen aussetzen. Ich geize nicht nach dem Schicksal des Crassus. Saint Jean d'Acre ist das Ziel unserer Bestrebungen."

Demnach setzt sich das Heer von Jaffa aus nach dieser wichtigsten Festung des Orients in Bewegung.

Drittes Kapitel.

Länger denn vier Wochen bereits lagert das französische Heer vor den Mauern von Saint Jean d'Acre, dem alten Ptolemais, und weder der ausdauernden Tapferkeit seiner Bataillone, noch dem Kriegsgenie eines Bonaparte will es gelingen, diesen Schlüssel Syriens zu erobern. Je leichter man sich Anfangs nach dem Beispiele von El-Arisch, Gaza und Jaffa die Hinwegnahme dieses Platzes gedacht, um so größere Schwierigkeiten stellen sich entgegen; und dieselben Soldaten, denen sich vor Jahresfrist die Thore der gewaltigen Bollwerke der Lombardei öffneten, finden sich hier plötzlich in ihrem Siegeslaufe aufgehalten.

Der Hauptgrund der Unbezwinglichkeit dieser asiatischen Festung beruht lediglich in dem Talente und dem Charakter der beiden Männer, die die Vertheidigung leiten. Es sind dies der bekannte Engländer Sir Sidnei Smidt und sein Freund Philippeaux, ein emigrirter Franzose und ausgezeichneter Ingenieur-Officier. Der Erstere hat einen Theil von der Besatzung seiner im Hafen liegenden Schiffe zur Bedienung der Batterien hergegeben und Letzterer erschöpft sich in den geistreichsten Combinationen, den Platz durch neue Fortificationen immer unbezwinglicher zu machen. So kommt hier der in der Kriegsgeschichte gewiß seltene Fall vor, daß zwei Franzosen*) um

*) Und überdies Mitschüler, denn Philippeaux befand sich mit Bonaparte auf der Kriegsschule zu Brienne.

den Besitz einer asiatischen Festung gegenseitig ihr eminentes Talent aufbieten.

Zahlreiche Stürme und Ausfälle sind von beiden Seiten unternommen und zurückgeschlagen worden. Hauptsächlich fehlt es den Franzosen an Belagerungsgeschütz; denn der Haupttransport, der zu Wasser anlangen sollte, ist den Engländern in die Hände gefallen. Bonaparte hat sich daher genöthigt gesehen, anderes Geschütz aus Aegypten herbeizuschaffen und dem Capitain Camille Renouard ist der wichtige Auftrag geworden, die Herbeischaffung zu beschleunigen.

Trotzdem, daß die Fahnen einer civilisirten Nation mit auf den Zinnen von Saint Jean d'Acre wehen, läßt sich der hier residirende Djezzar-Pascha in seiner bekannten Grausamkeit nicht stören. Nicht nur, daß er den von Bonaparte entsendeten abermaligen Friedensboten, den französischen Officier Mailly, gegen alles Völkerrecht hat tödten und in's Meer werfen lassen, so werden auch sämmtlichen Franzosen, die, bei den Stürmen verwundet, den Türken in die Hände fallen, die Köpfe abgeschnitten und ihre Körper in's Meer geworfen. Der Pascha selbst sitzt auf offenem Markte und bezahlt jeden Kopf, den man ihm bringt, mit einem Piaster. Diese blutigen Trophäen werden eingesalzen und kistenweis nach Constantinopel gesandt.

Bonaparte ist soeben nach einem abermals abgeschlagenen Sturme in sehr verdüsterter Stimmung nach seinem Zelte zurückgekehrt und hat den Ingenieur-General Caffarelli-Dufalga zu sich rufen lassen, um mit ihm über neue Belagerungsoperationen zu berathschlagen, als zwei Boten anlangen, der eine von einem befreundeten Scheik des Libanon, der andere vom General Junot, welcher mit einem Detachement bei dem nicht fern gelegenen Nazareth steht.

Beider Aussagen stimmen überein, daß es dem Pascha von Damaskus, dem bereits früher erwähnten Abdallah, gelungen, halb Asien gegen die Franzosen unter die Waffen zu rufen und daß dieser mit unermeßlicher Heeresmacht, hauptsächlich aus Cavallerie bestehend, daher ziehe, um die Belagerer von St. Jean d'Acre zu vernichten.

Sogleich läßt Bonaparte den General Kleber rufen und entsendet ihn mit funfzehnhundert Mann zur Unterstützung Junot's.

Nach einigen Tagen bittet Kleber, nachdem er sich tapfer mit zahlreichen feindlichen Abtheilungen herumgeschlagen, um Unterstützung und Munition. Er berichtet, daß die Hauptarmee des Feindes, mit zwanzigtausend Mann Cavallerie und von mehreren Pascha's befehligt, im Anzuge sei.

Da langt Camille Renouard, von Jaffa kommend, mit der erfreulichen Botschaft an, daß es dem Admiral Parée gelungen, zahlreiches Belagerungsgeschütz und Munition an's Land zu setzen.

Bonaparte's Stirn heitert sich auf. Er empfängt Camille mit besonderm Wohlwollen.

„Ihr seid ein glücklicher Bote, Renouard," spricht er, „besorgt darum dieses Schreiben an Kleber nach Nazareth; sagt ihm, daß Euch Verstärkung auf dem Fuße folge, daß er womöglich so manövriren solle, den Feind, dessen Plan ich durchschaue, vom Jordan abzuschneiden. Sagt ihm, daß er im Falle der Noth auf mich zählen kann; daß, wenn es nöthig ist, ich selbst aufbrechen und ihm zu Hülfe kommen werde. Der Berg Tabor wird der Zeuge seiner Thaten sein."

Zu gleicher Zeit erhält General Murat Befehl, mit tausend Mann aufzubrechen und sich auf Umwegen der Taborbrücke zu bemächtigen.

Nochmals überfliegt Bonaparte's Blick die Karte von Syrien. Dann spricht er: „Herr Abdallah dürfte es bereuen, uns einen Besuch abgestattet zu haben.“

Bereits nach Verlauf einer Viertelstunde ritt in scharfem Trabe Camille Renouard, von dem getreuen Nurmahal begleitet, aus dem Lager von Acre. Bald thaten sich die schönsten Landschaften der Erde vor ihnen auf. Der Frühling hatte sein kostbar Gewand über Flur und Thal geworfen. Die Raine der Durrafelder waren bekränzt mit weißen und rothen Rosen, die Wiesen glichen hellglänzenden Teppichen, besäet mit Narzissen, Lilien und Anemonen. Im fernen Hintergrunde thürmten sich die blauen Wolken des Libanon zum Himmel, während zur Rechten der vereinzelte Berg Tabor wie ein stumpfer Kegel sein Haupt empor hob.

Je bergiger die Gegend wurde, desto mehr sahen sich die beiden Reisenden genöthigt, langsamer zu reiten, und es wurde ihnen mehr Zeit und Muße zur Unterhaltung und Umschau.

„Siehst Du dort zur Linken jene himmelanstrebende Bergspitze?“ sprach Camille zu Nurmahal.

„Ei ja wohl, die sehe ich,“ erwiederte der Knabe, „es scheint der höchste Gipfel des Gebirges zu sein.“

„Es ist der Sannin, der höchste Gipfel des Libanon.“

„Der ist gewiß noch von keinem Reisenden bestiegen worden,“ meinte Nurmahal.

„Doch, doch, ich habe selbst mit mehreren unserer Landsleute gesprochen, die bis zum äußersten Scheitel emporgeklimmt sind.“

„Eine göttergleiche Aussicht muß es von dort oben geben!“

„Allerdings, die Augenzeugen können nicht Wunder genug von dem majestätischen Schauspiel erzählen.

Bei reiner Luft breitet sich ein unbegrenzter Horizont aus; das Auge verliert sich sowohl in der Wüste, die an den persischen Meerbusen grenzt, als auf dem Meere, dessen Wellen die europäischen Ufer bespülen. Man glaubt, in einem Augenblicke eine ganze Welt zu umfassen. Die fortlaufenden Ketten der Berge leiten den Blick von dem alten Antiochien bis Jerusalem. Haftet das Auge auf nähern Gegenständen, so entdeckt es zahlreiche Wälder, Klippen, herabstürzende Ströme, Hügel und Seen, Dörfer und Städte. Zuweilen fügt sich's, daß der Donner, der so lange über dem Haupte gerollt hat, unter den Füßen in den Schluchten seine Stimme vernehmen läßt. Ein alter Schriftsteller stellt sogar die kühne Hyperbel auf, daß man vom höchsten Gipfel des Libanon die Abenddämmerung und Morgenröthe zu gleicher Zeit wahrnehmen könne."

„Indeß mag ich mein Auge anstrengen, wie ich will," versetzte Nurmahal, „ich sehe überall nur Eichen, Tannen, Maulbeerbäume, Weinstöcke, aber nirgends erblicke ich eine Spur von den so berühmten Cedern des Libanon."

„Wie alles Große und Herrliche dem Zahne der Zeit unterliegt," erwiederte Camille, „so ist es auch jenen weltberühmten Cedern ergangen. Der majestätische Wald, den sie einst gebildet haben, ist verschwunden und die Anzahl jener großartigen Bäume ist auf ein halbes Dutzend zusammengeschmolzen."

Nurmahal, der sich an den reizenden Bildern, welche die Natur rings umher aufgerollt hatte, nicht satt sehen konnte, fand sich zu dem Ausspruche veranlaßt, daß ihm Syrien weit besser gefalle als Aegypten.

„Es ist hier Alles weit frischer, fröhlicher, malerischer als in dem alten trümmerreichen Aegypten," sprach er, „wo der Staub der Wüste die blühendste Landschaft in eintöniges Grau verwandelt."

„Ganz derselben Ansicht ist auch ein alter Pascha," erwiederte Renouard, „welcher beide Länder genau kannte. Er verglich Aegypten mit einem vortrefflichen Meierhofe, Syrien aber mit einem reizenden Landhause. Und mit Recht. Dieses gesegnete Land vereinigt auf einem Raume von zwanzig Meilen die Gewächse der entferntesten Zonen. Man geräth in Erstaunen, wenn man der Barbarei der Regierung, die alle Betriebsamkeit haßt und hemmt, gedenkt und das Verzeichniß der Producte betrachtet, welche dieses Land liefert. Außer dem hundertkörnigen Waizen, Roggen, der Gerste, Bohnen und Baumwollenstaude, die hier aller Orten gebaut werden, zeichnet sich jede Provinz noch durch besondere Erzeugnisse aus. So ist Palästina reich an Sesam, woraus das vortreffliche Oel gepreßt wird, und an Tura, einer Art Linsenfrucht. Der Mais gedeiht vorzüglich in dem leichten Boden von Balbek. In den Gärten von Saide und Beirut erbaut man Zuckerrohr von derselben trefflichen Güte wie im Delta. In dem Lande Bisom wächst die Indigopflanze ohne alle Kunst an den Ufern des Jordan. Die Küsten von Lakatin bringen Rauchtaback hervor, der hauptsächlich den Handel zwischen Damiette und Cairo belebt. Zu Antiochien erreicht der Oelbaum die Höhe der Buchen. Der weiße Maulbeerbaum bereitet durch seine schöne Seide dem Lande der Drusen Wohlstand und Reichthum, und die Weinreben, die sich häufig malerisch um die alten Eichbäume ranken, geben ein Getränk, das dem Bordeaux gewiß nicht nachsteht. Gaza hat Datteln wie Mekka und Granatäpfel wie Algier; Tripolis bringt Pomeranzen hervor wie Malta; Beirut Feigen wie Marseille und Pisangfrüchte wie Sanct Domingo. Zu Aleppo und sonst nirgends wachsen Pistacien. Damaskus vereinigt in seinen

prachtvollen Gärten alle Blumen und Früchte Frankreichs. In seinem steinigen Boden gedeihen sowohl die Aepfel der Normandie, wie die Pflaumen der Touraine und die Pfirsichen von Paris. Man zählt daselbst allein zwanzig verschiedene Arten von Aprikosen, von denen die eine so vortrefflich ist, daß sie durch die ganze Türkei berühmt ist. Endlich wächst längs der ganzen Küste Syriens die Cochenillepflanze, und es ist daher als gewiß anzunehmen, daß sich auch das kostbare Insect daselbst vorfindet, als dessen Heimath zeither einzig und allein Mexico und Sanct Domingo gegolten haben."

„Wenn mir indeß," versetzte Nurmahal, „die Wahl freigestellt würde zwischen dem schönsten Thale Syriens und der schönen Provence, würde ich mich nicht lange besinnen und mich für Letztere entscheiden. Denn wie angenehm es sich hier lebt, sind mir die zahlreichen Schlangen und namentlich die Scorpione, die Plage unserer Soldaten, im höchsten Grade zuwider und allein hinreichend, den Aufenthalt zu verleiden."

„Vor Schlangen und Scorpionen kann man sich allenfalls schützen," antwortete Camille, „aber es gibt noch eine andere Landplage, die mir noch weit mehr zuwider wäre."

„Diese ist?" frug Nurmahal.

„Die Heuschrecken," gab Renouard zur Antwort. „Wer diese Plage nicht erlebt, soll sich schlechterdings keinen Begriff davon machen können. Die Erde ist meilenweit mit diesem Ungeziefer bedeckt. Das Geräusch, das sie mit ihren Freßwerkzeugen hervorbringen, vernimmt man von weitem. Man glaubt, es fouragire eine unsichtbare Armee. Es ist als wäre das Feuer in ihrem Gefolge; denn wo die Schwärme niederfallen, verschwindet im Augenblicke alles Grün

der Felder, wie wenn ein Vorhang zusammengerollt würde. Bäume und Pflanzen stehen blätterlos da. Auf den Anblick des reichsten Frühlings folgt der traurigste Winter. Wenn ein Heuschreckenheer über die Erde zieht, so verfinstert sich im vollsten Sinne des Wortes der Himmel. Oft suchen die Einwohner sie mit Rauch zu vertreiben. Auch gräbt man Gruben, wo sie in Haufen hineinfallen und umkommen. Die beiden thätigsten Feinde derselben sind der Süd- und Südostwind und ein Vogel, Samarmar geheißen. Letzterer, dem europäischen Goldammer vergleichbar, verfolgt die Heuschrecken in zahlreichen Schaaren und tödtet so viel ihm immer möglich. Darum ist er auch dem Landvolke heilig, welches nie duldet, daß nach ihm geschossen wird. Die Süd- und Südostwinde treiben die Heuschreckenwolken nach dem mittelländischen Meere, wo sie zu Millionen umkommen, dann oft von der Fluth an's Gestade geworfen werden und nun die Luft verpesten."

„Es ist Schade, daß Freund Larossossinier die syrische Expedition nicht begleitet hat," sprach Nurmahal; „er würde viel Ausbeute für seinen wissenschaftlichen Geist finden."

„Da die Alterthumskunde ihm vor allen Dingen am Herzen liegt," erwiederte Renouard, „so dürfte er in Oberägypten doch mehr Ausbeute finden. Er hat sich's ja als besondere Gnade ausgebeten, dem Desaix'schen Corps nach den Ruinen des uralten Theben folgen zu dürfen."

„Daß er sich nur nicht wieder in den Harem eines türkischen Großen verirrt," meinte Nurmahal lachend.

„Das wird er bleiben lassen," erwiederte Camille; „die Ueberreichung des Selam ist ihm zu schlimm be-

kommen. Wenn ihn nicht einige Soldaten, die als Piket ausgeschickt worden, gerettet hätten, konnte er leicht seinen Besuch des Harems mit dem Leben bezahlen. Die Barbaren hatten ihn bis an's Kinn im Nilsande begraben."

„Die Sache ist nicht zum Lachen," sprach Nurmahal; „aber possirlich muß es ausgesehen haben, wie blos der mit der rothen Perrücke bedeckte Kopf aus der Erde hervorgeragt hat."

„Die Perrücke hatten die Wasserratten bereits entführt," erzählte Camille, „den Soldaten ist übrigens Anfangs die Sache außerordentlich gespenstig vorgekommen. Der Fall war ihnen noch nicht dagewesen, von einem Kopfe, den man bereits für abgeschlagen hielt, angerufen zu werden. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre das gesammte Piket, trotz seiner bewährten Bravour, auf und davon gelaufen. Zum Glück befand sich unser kleiner Tambour Rosignol dabei, welchem die Stimme bekannt war. Er untersuchte die Sache genauer und erkannte, daß der Kopf dem Professor Larossossinier zugehöre."

„Es war auch die höchste Zeit," fügte Renouard seiner Erzählung bei, „daß der arme Professor befreit wurde; die Wasserratten, nachdem sie die Perrücke entführt, standen im Begriff, den gelehrten Kopf, den sie wahrscheinlich, wie die Soldaten, für todt hielten, anzufressen. Larossossinier mußte aus Leibeskräften schnarren und pfeifen, um den Appetit der Bestien wenigstens von seinem Gesichte abzuhalten, der Hinterkopf hatte bereits ihre Zähne zu fühlen bekommen."

Je weiter die Reisenden nach Osten vordrangen, desto interessanter wurde die Gegend. Endlich erreichte man nach manchem mühseligen Bergauf- und Bergabsteigen das Plateau einer Hügelkette, wo Kleber's

Division lagerte. Die Gegend umher war ziemlich kahl, doch nicht gänzlich unfruchtbar. Wo nur sparsam Dammerde den Fels bedeckte, rankte die Coloquinte mit ihrer bittern gurkenähnlichen Frucht. Aus engen Felsenritzen drängte sich eine starkgefüllte Abart der weißen Rose und aus tieferem Boden, vor dem Sturme geschützt, ragte stolz empor die Palme von Idumea. Entzückend war die Aussicht, welche man von dieser Hügelkette genoß. Rückwärts gegen Nordwest an dem Abhange eines in einem tiefen Thale gelegenen Hügels erblickte man die Mauern von Nazareth. Aus des Städtchens Mitte erhebt sich ein Franziskanerkloster, eines der größten klösterlichen Gebäude im Orient. Nicht weit davon erblickt man die Synagoge, wo Christus am Sabbath lehrte und die Propheten las. Vorwärts gegen Südost sieht man in das Thal von Fuli, die Ebene von Esdrelon der heiligen Schrift. Der Bach Kidron durchströmt diese merkwürdige Gegend. Aus ihrer Mitte erhebt sich wie ein stumpfer Kegel der Berg Tabor. Ein Theil dieses Berges ist mit Holz bewachsen. In einiger Entfernung bemerkte man den Berg Harmon mit dem an seinem Fuße ruhenden biblischen Dorfe Nain.

Die Sonne begann bereits zu sinken, als Renouard bei seinem alten Gönner und Freunde, dem General Kleber, anlangte. Er überreichte das Schreiben Bonaparte's, welches Kleber sogleich überflog. Aber während er liest, durchzuckt ein kühner, leuchtender Gedanke sein Gehirn.

„Er soll mit mir zufrieden sein,“ murmelte er für sich; dann faßt er Renouard am Arm und wandelt eine geraume Strecke die Hügelkette entlang. Aber welch' ein Anblick bietet sich dem überraschten Camille dar, als er auf einen Bergvorsprung hinaustritt und,

von der Abendsonne beschienen, das ganze feindliche Lager des Pascha von Damaskus zu seinen Füßen erblickt. Durch das ganze Thal von Fuli bis zum Fuße des Berges Tabor wimmelt es in orientalisch-kriegerischem Prunke von Spahis, Janitscharen, Aleppinern, Damaskern, Naplusanern, Drusen und andern Asiaten.

„Wenn mich Bonaparte nicht im Stich läßt," spricht Kleber, „so will ich dieser asiatischen Soldateska ein Stückchen vorgeigen, wovon sich noch ihre Urenkel erzählen sollen."

Er wendet sich zu Renouard.

„Wann glaubt Ihr, daß der versprochene Succurs da sein kann?"

„Noch im Laufe dieser Nacht," erwiedert der Gefragte.

„Wohlan, so wollen wir die paar Stunden der Ruhe genießen, um morgen desto besser marschiren zu können."

Viertes Kapitel.

Binnen sechsunddreißig Stunden ist der kühne Plan der Umgebung gelungen. Kleber steht, Bonaparte's Wunsche gemäß, zwischen dem Jordan und dem Heere der Asiaten.

Kaum haben die feindlichen Vorposten die unerwartete Ankunft der Franzosen gemeldet, als es im türkischen Lager lebendig wird. Da Kleber den Feind nicht mehr überfallen kann, muß er auf seine eigene

Vertheidigung bedacht sein. In der ersten Bestürzung, die sein Erscheinen hervorgebracht hat, ist es ihm gelungen, sich eines kleinen, für Reiterei unzugänglichen Gebäudes zu bemächtigen. Er besetzt diesen Posten mit hundert Mann und lehnt seine in zwei Vierecke formirte Division an denselben. Die Position der beiden Quarrés zu beiden Seiten der Straße ist der Art, daß sich ihr Feuer kreuzt. In den Intervallen ist das Geschütz aufgefahren. Die französische Cavallerie, da an einen freien Gebrauch derselben gegen die zwanzigtausend Reiter des Feindes nicht zu denken ist, hat sich unter den Schutz ihrer Infanterie zurückgezogen.

In dieser Stellung erwartet Kleber den Angriff des Feindes. Er bleibt nicht lange aus. Die letzten Schattenstreifen der Nacht sind noch nicht ganz gewichen, als einzelne Schwärme türkischer Reiterei auf dem Blachfelde erscheinen und das feindliche Lager in immer größere Bewegung geräth. Das Wiehern und Gestampf der Rosse, das Geschrei in dem von den Naplusanern besetzten Fuli wird immer vernehmbarer. Endlich erhebt sich die Sonne in ihrer Pracht und beleuchtet eine unübersehbare Linie von Cavallerie, welche das Häuflein Franzosen im weiten Halbkreis umschließt. Die stattlichen Rosse, die Turbans und Reiherbüsche, die Waffen, die in der Morgensonne weithinglänzen, gewähren einen imposanten Anblick. Inmitten der feindlichen Schlachtlinie weht hoch die Fahne des Propheten.

Plötzlich, wie ein unterirdischer Donner, wälzt sich der Allahruf von beiden Flügeln nach dem Centrum.

Es ist das Zeichen zum Angriff. Die Erde beginnt zu beben. Viertausend der erlesensten Reiter setzen sich in Bewegung. Ihnen folgen anderweitige Dreitau=

send. Diesen wieder ein Corps von mehreren Tausend und endlich wogt die Gesammtmasse der feindlichen Armee gegen die beiden französischen Quarrés.

Wie ein dicker Nebel erhebt sich der von den zahllosen Rossen aufgewühlte Staub und wird vom Winde gegen die Franzosen getrieben. Noch nie haben diese eine solche Masse Cavallerie und ein solches Gemisch von allen Nationen gesehen.

Kleber, dessen Haupt gleich einem Banner über seinen Bataillonen hervorragt, ruft den Soldaten fortwährend zu, gut geschlossen zu bleiben, und weder einen Schritt vor- noch rückwärts zu thun.

„Kartätschen, nichts als Kartätschen auf funfzig Schritt," gebieten sämmtliche Artillerieofficiere.

Wie eine Windsbraut stürmen jetzt die Massen des Pascha von Damaskus von allen vier Seiten. Schweigend und unbeweglich wie steinerne Mauern stehen die französischen Quarrés, den ansprengenden Feinden eine dreifache Reihe von Bayonetten entgegenhaltend.

Die Dehlis oder Freiwilligen sind die ersten, welche, um sobald als möglich in die heiligen Lauben des Propheten zu kommen, sich dem Tode weihen, und Pistolen in beiden Händen, den Damascener zwischen den Zähnen mit verhängtem Zügel gegen die Quarrés anjagen, und im nächsten Augenblicke durchbohrt von den Rossen stürzen.

Den Dehlis folgen die zahllosen Reiterschaaren. Der Boden zittert unter ihrer Rosse Tritt. Sie kommen näher, zwei Secunden noch und der Zusammenstoß ist fürchterlich.

„Feuer!" hallte jetzt der Ruf der französischen Commandanten auf allen Fronten. Es entsteht ein Krachen, als ob sich die Erde öffne, und die beiden Vierecke speien Tod und Verderben in die dichtgedräng-

ten Schaaren, die sich gerade in der verderbenvollsten Schußweite befinden. Obschon die Asiaten zu Hunderten stürzen, chargiren die Ueberlebenden immer von Neuem. Die Quarrés bleiben unerschüttert. Ihr furchtbares Feuer rollt ununterbrochen und der kleine Schlachthaufe Kleber's scheint ein Vulkan, der immer neue Feuermassen auswirft.

Wie bei einem Sturme die empörten Wogen von allen Seiten an das Fahrzeug schlagen, zusammentreffen und bis zur Höhe der Masten empor sich bäumen, so treffen die Staubwolken an einander, thürmen sich empor, bedecken wie ein braungrauer Mantel Freund und Feind; und nur der leichte Pulverdampf, von der Morgensonne erleuchtet, steigt in Gestalt einer ungeheuren blaugrauen Säule hoch empor zu den Wolken.

Allmälig wird das unaufhörliche Allahgeschrei der Feinde, das im Anfange fast das Rollen der Kanonen übertäubte, schwächer und schwächer und erstirbt endlich. Ein langer Trommelwirbel gebietet den französischen Quarrés, das Feuer einzustellen. Es legt sich der Staub. Der furchtbare Angriff ist abgeschlagen. Der französische Heldenhaufe steht unerschüttert wie im Anfang.

Der Anblick der nächsten Umgebung beider Vierecke ist entsetzlich. Fast die ganze Ebene durchirren Rosse ohne Reiter, von Letztern viele tödtlich verwundet, die im Bügel nachgeschleift werden. Ein Wall von Todten und Verwundeten umgibt die französische Stellung.

Nach einer nicht zu langen Pause erhebt sich in der Ferne von Neuem das Geheul und Allahgebrüll. Die Türken haben sich gesammelt und brausen mit erneuter Wuth herein. Sie werden mit derselben Unerschrockenheit empfangen. Der lebendige Vulkan be-

ginnt von Neuem zu blitzen, zu dampfen und zu krachen. Dieselbe Verwüstung, dieselbe Flucht. Neuer Trommelwirbel. Der Angriff ist zum zweiten Male abgeschlagen.

Abdallah auf seinem Tigerrosse gewahrt wüthend das wiederholte Zurückweichen seiner Cavalleriemassen. Da es hauptsächlich das Kreuzfeuer der in kurzer Entfernung von einander stehenden Quarrés ist, das so großes Verderben unter den Türken anrichtet, so beschließt er einen Angriff auf den Raum, welcher beide Quarrés von einander trennt, um letztere von einander zu drücken.

Seinem Befehle zufolge donnern die glänzenden Reitergeschwader zum dritten Male gegen die französischen Schlachtlinien. Hatten sie bei den ersten Angriffen nur den Vorhof der Hölle zu passiren, so gerathen sie jetzt in den tod- und verderbenvollen Hintergrund derselben. Das Kartätschenfeuer zeigt sich jetzt in seiner ganzen Furchtbarkeit. Ein wildes blut-, schaum- und schweißbedecktes Chaos von lebenden, todten und verwundeten Reitern und Rossen wogt eine Zeit lang zwischen den beiden Quarrés verzweifelt auf und nieder, bis es den verheerenden Kartätschensalven gelingt, die feindlichen Massen abermals zurückzuwerfen.

Kleber, welcher bemerkt, daß das von Junot befehligte Quarré nicht groß genug sei, um alle Pferde, Munitions- und andere Wagen darin aufzunehmen, benutzt unmittelbar nach dem abgeschlagenen Angriff die wenig freien Augenblicke, aus den beiden Vierecken ein einziges zu bilden. Doch noch ist er damit nicht zu Stande, als die Türken von Neuem herandonnern. Abdallah hat die Bewegung der Franzosen bemerkt und bietet alle Kräfte auf, die beabsichtigte Vereini-

gung zu verhindern. Er wirft Reiterschaaren über Reiterschaaren auf das Häuflein der Franzosen. Wie ein Weltmeer Woge an Woge gegen das Felsenufer rollt, so stürmen die Asiaten ununterbrochen gegen die Quarrés. Nichtsdestoweniger gelingt es der bewundernswerthen Ruhe und Tactik der französischen Officiere und Soldaten, die Vereinigung zu bewerkstelligen. Nach Verlauf einer kurzen Zeit sind die beiden Vierecke zu einem zusammengewachsen.

Verschanzt hinter einem Walle von gefallenen Kriegern und Rossen, schlägt jetzt das furchtbare Quarré alle Angriffe ab, die von dem erbitterten Feinde unternommen werden.

Es ist Mittag ein Uhr. Bereits währt der Vernichtungskampf ganzer sechs Stunden; ganzer sechs Stunden vertheidigt sich der französische Heldenhaufe gegen einen zehnmal stärkern Feind.

Wie ein Kriegsgott reitet Kleber kaltblütig in seinem flammenspeienden Quarré auf und nieder, hier und da anhaltend und den braven Kämpfern Lob spendend.

„Sie schlagen sich wie die Götter," spricht er, sich wohlgefällig den Bart streichend, zu Renouard, „es ist eine Lust, solche Adlerbrut zu commandiren."

„Wenn indeß Freund Bonaparte noch lange auf sich warten läßt," fährt er nach einiger Zeit fort, „so werden unsere Köpfe doch springen müssen. Der beste Schwimmer sinkt endlich. Da seh ich eben, wie Herr Abdallah vollkommen frische Schaaren herantreibt. Der Mann hetzt uns halb Asien auf den Hals. Das ist eine ganz neue Couleur, die eben angreift; sonderbare Käuze, die müssen direct von der chinesischen Grenze herkommen. Was haben die Kerle für fabelhafte Mützen auf ihren mongolischen Schädeln?"

„Bonaparte wird uns sicher nicht im Stiche lassen," erwiederte Renouard, „er hat sein Wort gegeben und das hält er."

„So es ihm möglich ist, unbestritten," meinte Kleber; „aber wenn er ebenfalls irre geführt worden durch hundsföttische Führer, wie ich, so dürfte er uns in einem höchst kopflosen Zustande wiederfinden. Auf einem berühmtern Terrain können wir übrigens nicht umkommen, als auf der Ebene von Esdrelon, im Angesichte des ehrwürdigen Tabor. Das ist auch Etwas."

Der Kampf tobt fort; glorreich wie in den Zeiten des Alterthums, wo der Spartanerhaufe den Hunderttausenden des Perserkönigs die Stirn bot; aber allmälig gelangt auch der Bravste zu der Ueberzeugung, die Kleber gegen Renouard ausgesprochen. Was hilft es, daß Kanonen und Gewehrfeuer verheerend in die Reihen der Angreifenden würgen? Die Lücken füllen sich stets mit neuen Streitern, die Uebermacht des Feindes ist zu unverhältnißmäßig.

„Bonaparte hat uns verlassen," rufen die Soldaten, denen bei der übermenschlichen Arbeit nicht der Muth, wohl aber die Kräfte schwinden."

„Nein," erwiedern die Officiere, „Vater Bonaparte verläßt seine Kinder nicht; nur brav ausgehalten, er wird bald da sein."

Allmälig wollen auch diese Trostesworte keinen Eingang finden. Ein ruhmvoller Tod ist die alleinige Aussicht.

Abdallah glaubt, daß jetzt die Zeit gekommen, die mürbe gewordenen Schlachtreihen der Franzosen zu durchbrechen und über den Haufen zu werfen. In glänzender Waffenpracht stellt er sich selbst an die Spitze einer mehrere tausend Mann starken erlesenen Reiterschaar, die er für diesen Zweck zusammengezogen.

Weithin und siegvertrauend leuchtet sein weißer Reiherbusch, der stolz aus einem Bouquet von Diamanten emporsteigt. Betäubender denn je erhebt sich das Allahgeschrei und orkanähnlich brauset das Reitercorps gegen das Quarré.

Plötzlich legt sich über die Hügelreihe zur Rechten ein weißgrauer Dampf und gleich darauf rollt ein majestätischer Donner über die Ebene von Esdrelon. Ein elektrischer Strahl durchzuckt alle französischen Herzen. Fast jedem Munde entfährt der Ruf: „Das ist Napoleon Bonaparte!“ Begeisterung stählt jede Nerve. Das Quarré steht wieder wie ein eiserner Wall.

Kleber, der zeither, um den Kampf bis zum Sonnenuntergange zu verlängern, wo die orientalischen Völkerschaften in der Regel die Feindseligkeiten einstellen, befohlen hatte, die Munition zu schonen, läßt das Feuer verdoppeln.

Das Quarré, unter fortwährendem Jubel: „vive Bonaparte!“ wird von Neuem zum Vulkan und wirft so gewaltige Feuermassen, daß auch der von Abdallah persönlich angeführte Angriff glänzend abgeschlagen wird.

Kaum ist die türkische Cavallerie zurückgeworfen, als ein zweiter Signalschuß weithin über die Berge donnert, und gleich darauf sieht man zwei dunkle Colonnen von den Höhen herabsteigen und unter fortwährendem Trommelwirbel im Sturmschritte in die Ebene vorrücken. Es ist Napoleon Bonaparte, welcher mit dritthalbtausend frischen Truppen und acht Geschützen der bedrängten tapfern Division zu Hülfe eilt.

Treu seinen Worten, gegen die Türken zu marschiren, wenn es Kleber gelänge, sie zu umgehen, war Bonaparte von Acre aufgebrochen und hatte sich nach

Nazareth gewendet, in der Hoffnung, daselbst des Pascha's Heer zu treffen.

Auf der Höhe von Fuli angekommen, überblickt er die Ebenen und wird Augenzeuge des heldenmüthigen Kampfes der Division Kleber. Sogleich läßt er das Signal der nahen Hülfe ertönen. Als seine Soldaten die Bedrängniß sehen, in welcher sich ihre Brüder befinden, verlangen sie mit lautem Geschrei, in die Schlacht geführt zu werden. Bonaparte mäßigt ihr Ungestüm und trifft besonnen die Anstalten zum Kampfe. Er bildet aus seiner Infanterie zwei, von den Generalen Vial und Rampon befehligte Quarrés und befiehlt ihnen, in derjenigen Richtung auf dem Schlachtfelde vorzurücken, daß sie mit dem Quarré Kleber's die drei Spitzen eines gleichseitigen Dreiecks, jede Seite zu zweitausend Toisen bilden, und auf diese Weise die Masse des feindlichen Heeres in die Mitte nehmen. Der General Leturq erhält Befehl, mit der Reiterei das Dorf Dschenime zu decken, um dem Feinde den Rückzug nach dieser Seite hin abzuschneiden.

Unter fortwährenden Signalschüssen rücken Vial und Rampon in der Ebene vor. Abdallah Pascha hat nach den Regeln der Kriegskunst auf der Stelle einen Theil seines Heeres dem neuen Feinde entgegen geworfen, aber die einfachsten Anordnungen der Tactik nicht kennend oder von Bestürzung ergriffen, trifft er nicht die geringste Anstalt, Bonaparte's Manöver zu vereiteln. Gestützt auf die Uebermacht seiner Reiterei, will der Pascha einen letzten Versuch machen, das Kleber'sche Quarré zu sprengen. Er stürzt sich mit verzweifeltem Ungestüm abermals gegen die enggeschaarten französischen Bataillone. Da erscheint Napoleon Bonaparte mit seinen acht Kanonen

auf dem Schlachtfelde. Eine Tod und Verderben verbreitende Salve verkündigt seine Ankunft.

In demselben Augenblicke greift das Quarré des Generals Rampon die Türken in der Flanke und im Rücken an. Diese, um dem Angriffe zu begegnen, lassen von dem erbitterten Kampfe gegen Kleber nach. Sogleich benutzt dieser die Unschlüssigkeit seiner Gegner, ergreift die Offensive und läßt durch zweihundert Grenadiere, angeführt von dem tapfern General Verdier, den Flecken Fuli mit Sturm nehmen.

Zwischen Rampon und Kleber eingekeilt, erkennt der Pascha von Damaskus, daß ihm in so ungünstiger Stellung nichts als der Rückzug übrig bleibe. Er beschließt ihn in der Richtung von Naplu.

In diesem Augenblicke erscheint Vial's Quarré. Die Braven der achtzehnten Halbbrigade voran, wirft es sich dem Pascha entgegen und versperrt den Weg der Flucht. Kleber's, Rampon's und Vial's Vierecke, dem Plane Bonaparte's gemäß, bilden ein gleichseitiges Dreieck, rücken concentrisch vor und drücken die Türken in der Ebene zusammen.

Niedergeschmettert durch das Geschütz, von allen Seiten begrüßt durch Kleingewehrfeuer oder blanke Waffen, von ihrem Lager und ihren Magazinen abgeschnitten, stürzen endlich die Wogen des aufgelösten Heeres, sich Bahn brechend, um den Berg Tabor in wilder Flucht und dem Jordan zu. Kaum sind die vordersten Flüchtlinge angelangt, als das Feuer des General Murat, den Bonaparte gleich von Acre aus nach diesem Uebergangspunkte entsendet, ihnen entgegenblitzt. Sie wenden sich. Die Masse der Armee geht auf mehreren anderen Brücken über den Jordan. Der Gedrang auf diesen Brücken ist so groß, daß Unzählige in des Wasser stürzen. Eine französische Colonne

Fußvolk verfolgt sie mit den Bayonetten bis an die Ufer des Jordan.

Wer dem Schlachtgewühl entronnen, zerstreut sich. Die Meisten eilen ihrer Heimath zu. Die französische Armee vor Saint Jean d'Acre hat nichts mehr von dem Pascha von Damaskus zu fürchten.

Die Beute der Franzosen ist unermeßlich.

In den Annalen der Kriegsgeschichte finden sich nur wenige so glänzende Waffenthaten, wo viertausend Helden fünfunddreißigtausend Feinde in die Flucht schlagen. Bonaparte, in seinem Berichte an die französische Regierung, gibt die ganze Ehre des Tages dem General Kleber, obschon er durch sein pünktliches Eintreffen und seine geschickten Anordnungen den Sieg entschieden hat.

Die Sieger bivouakiren auf dem Schlachtfelde am Fuße des Berges Tabor, dessen Name, zeither nur der Gottesfurcht ehrwürdig, jetzt auch dem Siege geweiht ist.

Die Franzosen haben auf diesem glorreichen Zuge überall einen durch große Erinnerungen geheiligten Boden betreten. Auf jedem Schritte entdecken sie Spuren großer Jahrhunderte. Bald schwebt ihnen das Andenken an die Patriarchen der Hebräer, bald das der Könige Judäa's vor. Hier erhalten unzerstörbare Denkmäler die Erinnerung an die gewaltige Römerherrschaft wach; dort bezeugen Trümmerhaufen die Thaten der Eroberer des heiligen Grabes. Ihre ritterlichen Schatten scheinen sich freudig zu erheben, um die Erben ihrer Tapferkeit zu begrüßen. Hügel, Berge, Thäler, Ströme und Bäche sprechen mit hundert Zungen der Erinnerung.

Bonaparte, nach Saint Jean d'Acre zurückkehrend, schlägt den Weg über Nazareth ein. Dieses Städt-

chen, zwölfhundert Bewohner, meist Muhamedaner, zählend, ist freundlich in einer von Krystallbächen durchströmten Landschaft gelegen.

Nazareth ist reich an Reliquien, die an seinen welterlösenden Sohn erinnern. Inmitten derselben, unter ehrfurchtgebietenden Alterthümern, steht achtzehn Jahrhunderte später der Held seiner Zeit. Sein Antlitz, gebräunt von der Sonne Italiens, betrachtet mit Ernst die ringsum ausgebreitete Wunderwelt. Das Haar, auf gedankenvoller Stirn getheilt, fällt lässig auf beide Schultern herab. Eine große, ahnungsvolle Zukunft schwebt um das Cäsarenhaupt. Aufrecht, den Blick fest auf den Gegenstand gerichtet, fragt, hört, entgegnet, schweigt es; doch scheint der festgepreßte Mund höhere Gedanken zu bewahren.

Nachdem Bonaparte in dem weltberühmten Städtchen zu Mittag gespeist, kehrt er Abends lorbeergekrönt nach Saint Jean d'Acre zurück. Er ist ausnehmend guter Laune.

„Capitain Renouard!" ruft er, als er in sein Zelt tritt.

Der Gerufene steht vor ihm.

„Ihr seid einmal mein glücklicher Bote," spricht der General; „gönnt Euch zwei Tage Ruhe; alsdann sputet Euch, den braven General Desaix, der jetzt bis zu den Katarakten des Nils vorgedrungen sein muß, unsern schönen Sieg vom Berge Tabor zu erzählen. Seht Euch ein wenig um in Oberägypten, und erstattet mir Bericht."

Wie gern Renouard in Syrien bei der Hauptarmee geblieben wäre, so gereichte ihm doch der Auftrag des Obergenerals zu solcher Auszeichnung, daß er mit großer Freude die ehrenvolle Mission empfing.

Zwei Tage später sah man ihn in Begleitung

des treuen Nurmahal und dreier Dragoner das Lager von Saint Jean d'Acre verlassen und die Reise nach Oberägypten antreten.

Fünftes Kapitel.

Nach einer hundert Stunden langen beschwerlichen Reise, ohne daß ihm ein besonderer Unfall zugestoßen wäre, erreichte Camille wohlbehalten Cairo. Er entledigte sich seiner Depeschen beim Gouverneur der Hauptstadt und befand sich bald am Bord einer Barke, die, mit Munition beladen, zur Armee nach Oberägypten abging.

Die Mutter der Welt versank hinter Gebüsch von Orangen und Granaten. Der Mokkatam trat nach Osten zurück, wo er mit dem arabischen Gebirg ein breites Thal bildet, durch welches die Karavanenzüge nach Suez gehen. In dem genannten Gebirge, das weiter oberhalb bis an den Nil tritt, erblickt man ausgedehnte Steinbrüche. Thore, jenen ähnlich, die zu den Katakomben führen, zeigen sich in abgestochenen Felsenwänden. Hier sind wahrscheinlich die Bausteine für das alte Memphis und für die Pyramiden gebrochen worden. Diese Felsen sind bedeckt mit Hieroglyphen. Die darunter befindlichen Ringe zeigen, daß sie aus der Zeit der Pharaonen herrühren.

Die Minarets von Cairo verschwinden hinter dem Uferrande. Noch erglänzt die Burg der Hauptstadt und die Pyramiden von Gizeh und Sakarah schauen herüber.

Eine Stunde höher flacht sich das östliche Ufer wieder ab und die Wüste rückt fast bis an den Nil, während westlich sich Ort an Ort reiht, freundlich von Dattelwäldern umschattet.

Hier stand einst das berühmte Memphis, nächst dem uralten Theben die älteste und größte Stadt der Welt. Von hier aus erscheinen fast sämmtliche Pyramidengruppen Aegyptens über dem Horizonte. Im Hintergrunde ragen, auf Hügeln der Wüste erbaut, die Steinkolosse von Sakarah zum Himmel; im Süden erblickt man die beiden großen von Daschur, im Norden die drei von Gizeh. Andere verbirgt der Wald und sie schauen nur von Zeit zu Zeit durch dessen Lichtstriche herein.

Weiter herauf strömt der Nil durch herrliche Landschaft. Noch immer erblickt man das Schloß von Cairo, das über den mächtigen Gebäuden von El-Gassr emporsteigt und mit ihnen ein Ganzes zu bilden scheint.

Die Nacht brach herein mild und still und der prachtvollste Sternenhimmel leuchtete von Horizont zu Horizont. Camille, der schon von frühester Jugend mit großem Interesse nach den Sternen schaute und sich auch einige Kenntnisse in der Astronomie erworben hatte, konnte sich nicht satt sehen an den schön glänzenden Sternen der südlichen Zonen. Blos die drei Deichselsterne vom Himmelswagen tauchten am nördlichen Horizonte empor. Darüber strahlte die freundliche Wega in der Lyra Mitte. Unfern das schöne Sternbild des Schwans, und im Süden in einsamer Pracht der Canopus, welchen die Bewohner nördlicher Breitegrade nie zu Gesichte bekommen.

Auch die arabische Schiffsmannschaft war nicht unbewandert in der Sternkunde; die Namen all' der

größern Sterne waren diesen Leuten bekannt und sie wußten manches Mährchen aus der Sternenwelt zu erzählen.

Camille, in Anschauung des Canopus, der wunderschön am östlichen Horizonte glänzte, versunken, ward von einem alten arabischen Bootsmann angeredet.

„Das ist der Caravanbattan," sprach der Araber, auf den Canopus zeigend, „der Caravanenführer. Eine mit allen Schätzen des Morgenlandes beladene Caravane, welche einst diesen Stern mit der Venus verwechselte, hat sich in den Tiefen der Wüste für immer verloren."

Wenn der Morgen graute, lag gewöhnlich weißer Nebel über Strom und Flur. Die Dattelwäldchen schwammen wie Inseln auf dieser See und selbst die Wüste prangte mit Farben des Lebens.

Endlich erreichte man den Ort, wo zahlreiche Trümmerhaufen, die sich weit und breit dahinzogen, das ehemalige Dasein einer alten großen Stadt bezeichneten. Es war dies das einstige Hermopolis, die Plinius als oppidum Mercurii unter die merkwürdigsten Städte des Landes zählte und welche Ptolomais die große nannte, zum Unterschied einer gleichnamigen Stadt in der Gegend von Alexandrien.

Schon seit mehreren Jahrhunderten nehmen Städte und Orte der Umgegend ihre Bausteine aus den Ruinen von Hermopolis, wodurch sich erklärt, wie eine Stadt, die zur Zeit der Einführung des Christenthums noch wichtig genug war, zu einem Bischofssitze gewählt zu werden, fast gänzlich von der Erde verschwinden konnte. Nur im fernen Hintergrunde erblickte man noch kolossale Ueberbleibsel aus dem Alterthum. Es ist dies die berühmte Halle, welche nächst den Pyramiden ein

vollendetes Muster der alten ägyptischen Bauart bewahrt. Es sind Steinmassen, die ihre ursprüngliche Bestimmung behalten haben, die ohne Vermischung und Veränderung seit vieltausend Jahren hier ruhen, um der fernen Nachwelt einen erhabenen Begriff von der Vollkommenheit des alten Aegyptens zu erhalten. Kein griechisches Zeitalter bietet in der Baukunst Aehnliches. Diese Schönheit der Hauptlinien, diese Vollkommenheit der äußern Umrisse, der weise Gebrauch der Verzierungen, die in der Nähe ein reiches Ansehen geben, ohne der großartigen Einfachheit Eintrag zu thun, hat man in keiner der spätern Kunstperioden wieder gefunden. Die ungeheure Menge von Hieroglyphen, welche alle Theile des Gebäudes bedecken, hat nicht nur kein Relief, sondern schneidet auch keine Linie, verschwindet auf zwanzig Schritte und läßt der Baukunst ihre ganze Würde. Diese Halle war das Haus eines Gottes, kein Sterblicher wagte sie zu bewohnen.

Um diesen merkwürdigen Bau in Augenschein zu nehmen, war Camille in Begleitung Nurmahal's und einiger Soldaten und Araber, welche Letztere als Wegweiser dienten, an's Land gestiegen.

Da eingetretener Südwind eine Weiterfahrt stromaufwärts unmöglich machte, so hatte man vollkommen Zeit und Muße, die Ueberreste der einst so blühenden Stadt zu durchwandern. Man gelangte an eine zahllose Menge Gräber, die in Felsen gehauen waren. Diese Grotten sind mit Hieroglyphen angefüllt. Es gehören Monate dazu, um sie zu lesen, wenn man sie verstünde, und Jahre, um sie abzuzeichnen. Ohne Zweifel wurden in diesen Räumen zu verschiedenen Zeiten, wenn ein neuer Leichnam hineingebracht wurde, Todten-Feste gehalten, denn wozu hätten sonst diese zahllosen, im feinsten Geschmacke ausgeführten Ver-

zierungen, diese niegelesenen Inschriften, diese verborgene und außerdem verlorene Pracht gedient? Es ist dies um so wahrscheinlicher, da der Reichthum der innern Ausschmückung mit der Einfachheit des Aeußeren im auffallenden Widerspruche steht.

In einiger Entfernung von diesen Gräbern befand sich ein Steinbruch, welcher von frommen Einsiedlern bewohnt wurde. In der That konnte es auch für Menschen, die sich von dem Treiben der Welt zurückgezogen und einem beschaulichen Leben ergeben haben, keinen passenderen Aufenthalt geben. Diese stundenweit zerstreuten Trümmer, dieses Schweigen der Wüste und in der Ferne der zwischen Palmen dahinziehende Strom. Die stumme Natur drückt hier selbst die Stille aus, zu der sich diese Männer verurtheilt haben. Der stete und erhabene Glanz des ägyptischen Himmels gebietet Ehrfurcht. Das Erwachen des Tages wird hier durch kein Freudengeschrei der Thiere gefeiert; kein Vogel begrüßt die Rückkehr der Sonne; keine Lerche besingt ihre Liebe und ihr Glück. Die ernste und prachtvolle Natur scheint kein anderes Gefühl auszudrücken, als das einer demüthigen Dankbarkeit gegen Gott.

Als die Gesellschaft nach dem Schiffe zurückkehrte, bemerkte Renouard in einiger Entfernung mehrere menschliche Gestalten unbeweglich auf Mauertrümmern sitzen.

„Diese Leute sind entweder versteinert oder müssen schlafen," sprach er zu Nurmahal.

Man ging näher. Dieselbe Unbeweglichkeit.

„Sie haben die Augen vollkommen offen," sprach Nurmahal, „schlafen können sie nicht." Endlich erklärte sich durch die Araber die wunderbare Erschei-

nung. Es waren Leidtragende, die auf Gräbern ihrer Verstorbenen weilten.

Das Besuchen der Gräber gehört unter die frommen Pflichten der heutigen Aegypter. Hierin scheint sich ein Theil jener großen Sorgfalt für die Todten erhalten zu haben, von der die Bewohner dieses wunderbaren Landes seit Jahrtausenden so unsterbliche Beweise hinterlassen haben.

Als man wieder zu Schiffe ging, war es Abend geworden und der Mond aufgegangen. Sein Glanz verbreitete sich über die Ruinen und stieg dann nach den Bergen der Wüste auf, die eine dunkle Zone zwischen ihr und dem gestirnten Himmel bildeten. Stille lag über dem Wasser, Stille über Inseln, Ufer und Hainen. — Oestlich von Hermopolis erhoben sich geisterhaft die Trümmer des alten Antinoe.

Nach abermaliger Fahrt stromaufwärts, wo die Wüste von beiden Seiten gegen das Ufer drängte, erreichte man Schiut, die größte Stadt Oberägyptens. Zwölf Minarets steigen aus dem Gedränge hoher Gebäude empor, die, aus Stein und schwarzgebrannten Backsteinen erbaut, einen finstern Anblick gewähren. Merkwürdig sind hier die Bazare, welche die ganze Stadt durchziehen, wo die Erzeugnisse aus den Oasen, aus den Ländern der Schwarzen, aus Arabien, Oberägypten und Europa ausgebreitet sind.

Die Stadt wird zahlreich von Kopten bewohnt, welche man mit finstern Stirnen und schweigendem Munde die Straßen entlang schreiten sieht. Es gibt kein Volk, das tiefern Ernst auf den Gesichtszügen ausspräche, als diese Ueberreste der alten Aegypter. Dieser Ernst ist abstoßend und finster. Auch bilden sie ein Volk im Volke, unter sich auf das Engste verbunden und fremd gegen alle Uebrigen. Sie besor-

gen die Geschäfte des Landes, sind Vermesser des Bodens, Schreiber und Zahlmeister der Regierung, die Händler und Krämer von Dorf zu Dorf; aber außer in Geschäften vermeiden sie jede Berührung mit Türken, Arabern, Griechen, Juden und Europäern. Ihre Sitten sind strenge, ihr Umgang mit Fremden ist kalt, wortarm, gleichgiltig, ganz im Gegensatze zu dem Benehmen der Araber. Nie wird man einen Kopten lachen sehen; nie ladet ein solcher einen Nichtkopten ein, in sein Haus zu treten.

In Schiut war es, wo Renouard zu seiner großen Freude eine Halbbrigade der französischen Armee antraf, welche die Rückkehr des Generals Dessaix erwartete, der zur Verfolgung Murad Bey's in die Wüste aufgebrochen war.

Da es mit seiner kleinen Eskorte Tollkühnheit gewesen wäre, dem General in die Wüste zu folgen, so blieb Camille nichts übrig, als ebenfalls in Schiut zu verweilen. Die Zeit wurde ihm nicht lang: von allen Seiten strömten Kameraden herbei, die nach Nachrichten über die zweihundert Stunden entfernte Armee von Syrien begierig waren. Camille konnte nicht fertig werden, die Heldenthaten von Jaffa, Saint Jean d'Acre und dem Berge Tabor zu erzählen, während die Officiere des Generals Dessaix, die sich schon geraume Zeit mit den Mamelucken und Arabern herumschlugen, manche nicht minder ehrenvolle That zu erzählen wußten.

Der Stab der in Schiut befindlichen französischen Truppen hatte seine Zelte unter schattenden Palmen und Sykomoren auf einem schönen, grünen Platze unfern des Nilufers aufgeschlagen. Die Gärten zunächst der Stadt boten einen malerischen Anblick, wie überhaupt die ganze Umgegend mit großer Sorgfalt bebaut

war. Die Canäle, Schleußen, Brücken und Dämme waren besser unterhalten als in irgend einem andern Theile Aegyptens. Am Gebirge hinter der Stadt begann die Wüste.

Camille ging häufig in Begleitung mehrerer Waffengefährten am buschreichen Nilufer spazieren, und man vertrieb sich die Zeit, auf Krokodile zu jagen, die zahlreich auf den Sandbänken des Nils gelagert waren. Zum Theil befanden sie sich ganz außerhalb des Wassers, zum Theil hielten sie den Schwanz darin und streckten den Kopf uferaufwärts. Andere schwammen mit emporgehaltenem Kopfe im Wasser. Von denen, die im Schlamme sich sonnten, lagen viele auf dem Rücken, das schmutzige Gelb des Bauchs dem Himmel zugekehrt. Sie hielten fortwährend den Rachen geöffnet und schnappten nach Luft. Man schoß Pistolen auf sie ab. Die Kugeln drangen nicht durch den Panzer. Bei jedem Schusse versank die Gesellschaft im Wasser, kam jedoch bald wieder zum Vorschein. Das größte dieser Thiere, die nicht anders als mit dem Namen „scheußlich" bezeichnet werden müssen, zählte über zwanzig Fuß Länge.

Camille war eben wieder auf der Krokodiljagd, als Nurmahal mit der Nachricht herbeieilte, daß in dem nahe gelegenen Hause eines Steuereinnehmers Freund Larossossinier sein Laboratorium aufgeschlagen habe.

Renouard konnte nicht angenehmer überrascht werden, als durch diese Nachricht. Er ließ sofort die gepanzerten Ungethüme des Nils in Frieden und folgte Nurmahal. Man durchwanderte mehrere Straßen, die voller Mohren wimmelten, da so eben eine Caravane mit schönen Sclavinnen, Elfenbein, Straußfedern und Goldstaub aus Nubien angelargt war.

Als Camille mit Nurmahal beim Hause des Steuereinnehmers anlangte, bot sich ihnen eine höchst possirliche Scene dar. Baptist prügelte sich so eben mit einem kupferfarbenen ägyptischen Gassenjungen, der ihm mit beispielloser Frechheit ein gezähmtes Eichhörnchen hatte stehlen wollen.

Renouard's Ankunft machte dem Streite ein Ende. Der kleine diebische Aegypter ergriff die Flucht, nachdem er den ehemaligen Gärtnerburschen von Saint Maurice nicht wenig zerzaust und zerkratzt hatte. Baptist's Gesicht war noch ganz kirschbraun von Kampf und Zorn. Er schimpfte entsetzlich über das ägyptische Diebsgesindel. Er hätte in seinem Leben doch von manchem Spitzbuben gehört; aber die ägyptischen Spitzbuben überträfen alle Erwartung. Erst als Baptist Renouard erkannte, machte ihn die Freude des Wiedersehens alles Andere vergessen. Er tanzte wie närrisch und rief einmal über das andere, in die Hände klatschend: „Ei, wie wird sich mein Herr freuen!"

„Wo befindet er sich?" frug Renouard.

„Er sitzt im Erdgeschosse linker Hand," erwiederte Baptist, „und filtrirt Nilwasser, das ich trotz meiner Aversion vor den Krokodilen habe herbeiholen müssen."

„Nilwasser filtrirt er?" lächelte Camille.

„Ganz gewiß. Es ist gerade, als ob er Kaffee kochte."

„Führe mich zu ihm."

„Gern; aber da müssen wir ganz leis auftreten, sonst zankt er. Namentlich wenn er braut und kocht, kann er das geringste Geräusch nicht vertragen."

Renouard trat diesen Worten zufolge so leise als möglich in's Gemach. Da saß der Professor, an der

rothen Perrücke sogleich kenntlich, das Gesicht dem Fenster zugewandt und ganz vertieft in chemische Untersuchungen. Wie bei einem Essighändler standen wohl an ein Dutzend irdene Krüge, große und kleine, um ihn herum, während er selbst bemüht war, eben so viele kleine Aschenhäufchen, die auf dem Tische vor ihm ausgebreitet waren, sorgfältig zu sondern.

Wie geräuschlos auch Camille hereingetreten war, und wie still er sich verhielt, hatte das geschärfte Ohr Larossossinier's gleichwohl vernommen, daß Jemand im Gemache befindlich. Er glaubte nicht anders, als es wäre Baptist, und hielt es daher nicht der Mühe werth, sich umzukehren. Die wissenschaftliche Ignoranz seines Famulus gab ihm aber Veranlassung, sich auszusprechen.

„Sieh, Baptist!" begann er, „wenn Du unter den Idioten nicht eine der ersten Stellen einnähmst, so könnte ich Dir jetzt in Folge mühsamer Forschung eine Mittheilung machen, die Dein Herz vor Freude hüpfen machen sollte, um die Dich die gesammte Armee, den höchsten Generalstab und den Napoleon Bonaparte nicht ausgenommen, beneiden würde."

Camille gab hier dem neben ihm stehenden Baptist einen Wink, daß er antworten solle. Der Bursche, der nicht so auf den Kopf gefallen, als der Professor behauptete, verstand sogleich, was Renouard wünschte, und erwiederte: „Ei, mein hochverehrtester Herr Professor, theilen Sie mir immerhin das große Geheimniß mit. Bin ich auch ein gewaltiger Dummkopf, so wird die neu entdeckte Wahrheit gewiß dermaßen in die Augen springen, daß sie auch dem größten Einfaltspinsel einleuchtend sein dürfte."

„Baptist," fuhr Larossossinier nicht ohne Wohlgefälligkeit fort, „wenn Du nie die Wahrheit sprachst,

so hast Du sie diesmal gesprochen. Ueberhaupt war diesmal Deine Rede nicht ganz ohne Sinn, was selten bei Dir der Fall ist. Du hast Recht, die Entdeckung, welche ich nach mehrtägiger mühevoller Forschung zu Tage gefördert, ist so welterleuchtend, daß sie selbst auf das größte Nichtgenie ihren Eindruck unmöglich verfehlen kann."

„Ich bin ganz Ohr, hochzuverehrender Herr Professor," sprach Baptist, der jetzt in der That neugierig auf das große Geheimniß geworden war; „ich werde die Ehre nimmer vergessen, die mir durch die Mittheilung zu Theil geworden ist."

„So vernimm und erstaune," begann der geschmeichelte Larossossinier, während er eine Anzahl kleiner, mit staubartiger Masse gefüllter Schächtelchen vor sich hingestellt hatte. „Das große Problem ist gelöst, die Wissenschaft ist nun über die Ingredienzen, aus welchen der Nilschlamm besteht, vollkommen im Klaren."

„Der Nilschlamm," frug Baptist, wie aus den Wolken gefallen, „nun, der kann doch nur aus Schlamm bestehen, wie der Name besagt?"

„Schweig, Du Baribal in Menschengestalt," fuhr hier der Professor auf; „wie gelehrt und menschenfreundlich man auch mit Dir sprechen mag, durch Deine Elephantenhaut wird nie ein Strahl höheren Lichts dringen.

„Nilschlamm ist kein Schlamm," fuhr er aufgeregter fort, „wie Deine thierische Einsicht Dir weiß macht, sondern ein Compositum von elf Theilen Wasser, neun Theilen Kohlenstoff, sechs Theilen Eisenoxyd, vier Theilen Kieselerde, vier Theilen Magnesium oder kohlensaurer Talkerde, achtzehn Theilen kohlensaurem Kalk und achtundvierzig Theilen Alaunerde."

Da Baptist ob dieser chemischen Auseinandersetzung

in solches Staunen gerieth, daß er eine Zeitlang die Sprache verlor und kein Wort erwiederte, so wendete sich Larossossinier nach ihm, um ihm die Resultate seiner gelehrten Forschung weitläufiger auseinanderzusetzen. Er erschrack nicht wenig, als er noch eine dritte Person im Zimmer erblickte, und fürchtete im ersten Augenblicke, es sei ein Araber, der ihn bestehlen wollte.

„Hinweg, spitzbübischer Beduine!" schrie er, nach einem Pistol greifend, das stets neben ihm lag, aber nie geladen war, weil er das Knallen nicht leiden konnte; „entferne Dich auf der Stelle, oder ich schicke Dir eine Pille zwischen die Rippen, an der Du Dein Lebelang laboriren sollst."

Da sich Renouard nicht sogleich zu erkennen gab, sondern, in seinen Mantel gehüllt, unbeweglich stehen blieb, gerieth der Professor in immer größere Unruhe.

„Baptist," sprach er, „frage doch den Menschen, was er eigentlich will, er scheint das Arabische gar nicht zu verstehen. Es ist ein wahrer Jammer, daß man mit dieser Sprache hier zu Lande nicht durchkommt, die Dialecte sind zu verschieden. Baptist, kannst Du ihm denn gar nicht begreiflich machen, daß er sich packen soll? Er stört mich ja; ich liebe dergleichen Besuche schlechterdings nicht."

„Gib mir Dein Geheimniß oder Dein Leben," sprach jetzt Camille mit dumpfer und verstellter Stimme in schlechtem Arabisch.

Als Larossossinier von Leben geben hörte, erreichte sein Schrecken den höchsten Grad. Er überhörte Renouard's falsche arabische Aussprache, die in jedem andern Falle seiner derben Recension nicht würde entgangen sein, legte das Pistol zur Seite und suchte

mit dem unbekannten Eindringlinge in Unterhandlung zu treten.

„Welch ein Geheimniß, werthgeschätzter Fremdling?“ erkundigte er sich mit etwas unsicherer Stimme.

„Das Geheimniß, so Du diesem Buben anvertrauen wolltest.“

Dem geängstigten Professor fiel jetzt ein großer Stein vom Herzen.

„Ach, die chemische Analyse des Nilschlamms; sollte sie für Dich, edler, aufgeklärter Fremdling, wirklich von Interesse sein?“

„Sie ist es,“ versetzte Camille kurz abgebrochen.

„Das freut mich in der That; Ihr seid wahrscheinlich aus fürstlichem Geschlecht, denn Bürger und Bauer hierselbst bekümmert sich wenig um Kunst und Wissen.“

„So ist es!“

„Dacht' ich's doch,“ fuhr der Professor erfreut fort; „aber verzeiht, Eins an Euch ist mir ein wahrhaftes Räthsel.“

„Sprecht!“

„Ich kann es nicht über's Herz bringen; aber wie hoch Ihr gestellt sein mögt, Euer Arabisch taugt den Teufel.‘

Jetzt konnte Camille ein lautes Lachen nicht länger zurückhalten; er schlug den Mantel auseinander, gab sich zu erkennen und eilte in die Arme des geliebten Lehrers.

Wie höchlich erfreut dieser ob des unerwarteten Wiedersehens Renouard's war, den er mehrere hundert Meilen weit in Asien glaubte, so ärgerte es ihn doch etwas, daß sich der wissenschaftliche Araberfürst in einen simplen französischen Capitain verwandelt hatte. Zugleich jedoch entsann er sich, daß Renouard bei dem

General Desaix in hohem Ansehen stand, und dieser Umstand ließ ihn alles Andere vergessen.

„Ein guter Genius hat Euch zur glücklichen Stunde hierher geführt," rief der Gelehrte, Renouard wiederholt umarmend. „Desaix wird stündlich erwartet, da müßt Ihr all' Euren Einfluß aufbieten, daß er eine Recognoscirung nach dem, nur wenige Stunden von hier, am lybischen Gebirge gelegenen Dorfe Maabdeh unternimmt."

„Haben sich da Mameluken gezeigt?" frug Renouard.

„Ach was, Mameluken," erwiederte ärgerlich der Professor; „was gehen mich Eure politischen Umtriebe an. Jenes Maabdeh ist der Ort, wo sich die seit Ewigkeit berühmten Krokodilgräber befinden."

„Krokodilgräber?"

„Nicht anders! Nach Eurer verwunderungsvollen Frage zu urtheilen, scheinen Euch diese berühmten Felsengräber böhmische Dörfer zu sein?"

„Allerdings," versetzte Renouard; „ich habe in meinem Leben nie gehört, daß man solch' abscheuliche und unvernünftige Thiere besonders begraben hat."

„Quoad abscheulich, concedo," meinte der Professor; „ich kann der äußern Form dieser Amphibienart selbst keinen rechten Geschmack abgewinnen; was jedoch das „unvernünftig" anbelangt, so muß ich entschieden widersprechen. Die alten weisen Aegypter würden sonst sicher nicht den Krokodilen so hohe Ehrfurcht erwiesen haben."

„Also wirklich, Professor, man hat dieses Viehzeug ordentlich begraben, wohl gar einbalsamirt?"

„Das versteht sich, und ich muß mich sehr wundern, daß Euch, als gebildetem Mann, diese bekannte Sitte der alten Aegypter so ganz unbekannt ist. Nicht

blos für die heilig gehaltenen Krokodile, sondern auch noch andere Thierarten, wie z. B. den Ibis, hat man zu Tausenden in steingehauenen Gräbern bis zum heutigen Tage aufbewahrt. Unfern von Cairo, in dem Felsengebirge, das sich auf dem rechten Nilufer nach Oberägypten hinzieht, finden sich meilenweit dergleichen Gräber neben einander. Die berühmtesten solcher Todtenhöhlen sind aber die Krokodilgräber von Maabdeh, wenige Stunden von hier."

Baptist glaubte hier seine gerechte Mißbilligung nicht zurückhalten zu dürfen.

„Pfui Teufel," sprach er, „solch' scheußlich Thierzeug christlich zu bestatten!"

„Du sprichst wieder einmal, wie Du es verstehst, einfältiger Mensch," zankte der Professor. „Wie konnte denn zwei, drei Jahrtausend vor Christus von einer christlichen Bestattung die Rede sein?"

„Professor," versetzte Renouard, dem die Krokodilkatakomben nicht in den Kopf wollten, „allen Respect vor Eurer Alterthumskunde, aber diese Krokodilmumien dürften wohl unter die antiquarischen Mährchen gehören?"

„Was gilt die Wette, daß ich die Wahrheit gesprochen?"

„Habt Ihr die Gräber mit eigenen Augen gesehen?"

„Nein!"

„So erlaubt, daß ich Eure Behauptung bezweifle."

„Aus Euren ganzen Reden geht hervor, daß Ihr Aegypten, wie geraume Zeit Ihr Euch daselbst befindet, so gut wie nicht kennt. Ihr mögt auf dem Schlachtfelde ein recht tapferer Degen sein; aber was die Wissenschaften und namentlich die Antiquitäten anbelangt, so macht Ihr Eurem ehemaligen Lehrer, Ihr mögt es übelnehmen oder nicht, wenig Ehre.

Nichtsdestoweniger könnt Ihr Euch um die gesammte Alterthumskunde ein außerordentliches Verdienst erwerben, wenn Ihr den General Desaix vermögt, daß er die Gegend von Maabdeh recognosciren läßt."

„Hier meine Hand," versetzte Renouard, „was in meiner Macht steht, will ich thun, denn ich bin selbst begierig, diese berühmten Krokodilgräber in Augenschein zu nehmen."

„Wenn Ihr die Recognoscirung in's Werk setzt," rief Larcssossinier voll Eifer, „so verspreche ich Euch, ob Eures zuweilen unverantwortlichen Leichtsinns in Betreff der ägyptischen Alterthümer ein Auge zuzudrücken."

„Das soll mir lieb sein," sprach Camille; „aber bevor ich ein gut Wort bei Desaix einlege, müßt Ihr mir auch Etwas versprechen."

„Fordert was Ihr wollt, setzt nur die Recognoscirung durch."

„Ihr müßt das Wort geben, mir in die berühmten Krokodilgräber persönlich zu folgen, damit ich mich unter den tausendjährigen Alterthümern zurecht finde."

„Bis in den Mittelpunkt der Erde folge ich!" betheuerte Larossossinier und kam auf den Nilschlamm zurück, dessen Bestandtheile er Renouard mit vieler Umständlichkeit auseinandersetzte, womit jedoch der Leser verschont bleiben möge.

Sechstes Kapitel.

Auf ihrem Marsche nilaufwärts stießen die Franzosen auf die weltberühmten Ruinen des alten Tentyris, bei dem heutigen Dorfe Denderah, welches ungefähr zwei Stunden vom Nilufer am Ende einer sehr schönen Ebene liegt, von zahlreichen Palmengruppen umschattet.

Der uralte Tempel, der sich hier erhebt, gehört zu den wenigen altägyptischen Bauwerken, die sich fast vollkommen erhalten haben. Seine Größe steht der ausnehmenden Zierlichkeit, womit er bis in's Detail gearbeitet ist, nicht nach.

Durch eine imposante Vorhalle, welche von vierundzwanzig blendend weißen Säulen, jede dreiundzwanzig Fuß im Umfange und mit wunderschöner Bildhauerarbeit geschmückt, getragen wird, gelangt man in die verschiedenen Abtheilungen des Innern. Hier erblickt man an der Decke der einen, gleichfalls von Säulen getragenen Abtheilung, den weltberühmten Thierkreis, jenes erste Archiv der menschlichen Wissenschaft, welcher bereits die Blicke aller Astronomen und Alterthumsforscher Europa's auf sich gezogen hat.

Larossossinier hatte sich nie glücklicher befunden, als im Tempel von Tentyra. Nach seiner Berechnung war dieser Thierkreis nicht weniger denn fünfzehntausend Jahre alt, während der ehrwürdige Denon, der sich ebenfalls mit anwesend befand, das Alter nur auf dreitausendzweihundert Jahre schätzte. Beide gingen hierbei von astronomischen Berechnungen aus.

Die äußere Mauer des Tempels hat eine Stärke von sieben Fuß, ist mit eisernen Klammern bedeckt

und die Steine des Architravs über der Vorhalle betragen mehr denn achtzehn Fuß. Die Hieroglyphen des Gewölbes weichen bedeutend von einander ab, doch haben sie noch sehr kenntliche Farben. Auch in diesem Tempel fand man über dem Eingange zum Heiligthume ausgebreitete Flügel und Lichtstrahlen, welche den Glanz der Gottheit versinnbildlichen sollen.

Mit Hülfe von Fackeln entdeckte man selbst hinter dem Allerheiligsten noch verschiedene Gänge und Kammern. Alle Mauern waren mit schönen hieroglyphischen Bildern in erhabener Arbeit gleichsam übersäet. Das Merkwürdigste im Tempel von Tentyra bleibt aber der oben erwähnte Thierkreis, welcher vom Rauche der Fackeln, die einst imposante Ceremonien beleuchteten, ganz geschwärzt ist.

Dieser antike Tempel, seine einsame Lage erfüllten die Brust der Krieger mit Ehrfurcht. Bewundernd blieben die Soldaten stehen und durchwanderten mit einer gewissen Scheu die heiligen Räume.

Und weiter stromaufwärts marschirten die Colonnen. Man befand sich bereits in der uralten Thebais. Trümmer von Städten und Tempeln stiegen hier und da am Horizonte empor und zogen schweigend vorüber. Da bog man eines Tages um den Fuß eines Vorgebirges unfern des Nils und machte unwillkürlich Halt. Mancher rieb sich erstaunt die Augen und glaubte, daß die Fata Morgana ihm riesenhafte Ruinen vorführe, aber es waren in der That Ruinen. Meilenweit thürmten sie sich von Horizont zu Horizont, beide Ufer des Nils tief in's Land hinein bedeckend — es war die uralte Hauptstadt Aegyptens, de hundertthorige Thebä, welche sich vor den erstaunten Blicken der Franzosen ausbreitete. Nichts auf der Welt ist dieser in Trümmer gesunkenen Stadt zu vergleichen.

Der Boden der Mythe ist unsicher, schwankend. Er wechselt, er weicht jeden Augenblick unter den Füßen. Man empfindet dies, so wie man in der Nähe von Theben kommt. Der Eindruck dieser zusammengebrochenen Welt, ihr Alter ist so gewaltig, daß die französischen Colonnen unwillkürlich das Gewehr präsentirten, als sie näher heranrückten.

Die älteste Geschichte überliefert diese Stadt als eine gewesene. Man würde ihr Bestehen unter die Fabeln der Märchenerzähler rechnen, lägen ihre Ueberreste der erstaunten Nachwelt nicht vor Augen. Der Mensch wird gezwungen, zu sagen: Sie war, aber er weiß nicht, wann sie begann, nicht einmal, wann sie endete.

Die Bibel ist zu jung, sie zu kennen. Moses kannte nur Unterägypten. Wenigstens lassen alle seine Erzählungen nur auf diesen Theil des Landes schließen. Die Urväter selbst, deren Einwanderung und Wirken wir aus der Genesis kennen, haben keinen andern Schauplatz als Unterägypten. Die spätern griechischen Schriftsteller sprechen von Memphis — Theben wird nicht genannt.

Und sie war doch. Homer kannte sie und legt ihr den viel besprochenen und viel bestrittenen Namen der Hundertthorigen bei. Schon in dem ältesten Religionscultus, dem Pelasgischen, finden wir ihre Spur, denn die Weissagung zu Dodona war, nach dem einstimmigen Zeugniß der ägyptischen Priester und Priesterinnen, aus derjenigen im Tempel des Ammon zu Theben hervorgegangen. Herodot, der Vater der Geschichte endlich, kannte sie als Hauptstadt Ober-Aegyptens, d. h. der thebaischen Mark.

Nach dieses Geschichtsschreibers Meinung und nach den Angaben, die er fünfthalb Jahrhunderte vor un-

serer Zeitrechnung an Ort und Stelle sammelte, war in ältester Zeit das Land vom Meere bis in das heutige Fayum ein ungeheurer Sumpf. Damals aber bestand Theben und war der Mittelpunkt, die Hauptstadt Aegyptens. Späterhin ward es entweder Hauptstadt eines eigenen Reichs, oder, nachdem die Pharaonen von Memphis sich nach Süden ausdehnten, zweite Stadt des Reichs.

Die Priester im Tempel des Ammon zeigten einst Herodot, als er Theben besuchte, die Reihenfolge ihrer Oberpriester, und diese geht nicht weiter zurück, als die Gründung von Memphis. Hieraus läßt sich schließen, daß diese in Folge eines jener Vertilgungskriege stattfand, welche, wie wir aus den Büchern Mosis wissen, unter den Stämmen der ältesten Völker nicht ungewöhnlich waren.

Die Gründung von Memphis aber fällt nach Herodot auf vierhunderteinundvierzig Menschenalter vor Psammetiko's, das sind eilftausenddreihundertundvierzig Jahre und sonach zwölftausend Jahre vor unserer Zeitrechnung. Sein Beweis dafür ist die unter sich übereinstimmende Liste von dreihunderteinundvierzig Königen und dreihundertfünfundvierzig Oberpriestern, welche die Priester ihm vorlasen und in Bildern ihm zeigten. Diese Zahl von Jahren erschreckt. Man kann sagen, daß ein Menschenalter ein zu breiter Durchschnitt für die Regierung eines Königs sei; aber selbst die Hälfte führt den Ursprung von Memphis auf sechstausend Jahre hinauf.

Warum auch solche Scheu vor Zahlen? Der Natur fehlt die Zeit nicht, sagt Volney, und alle Forschungen im Reiche der Elemente, der physischen sowohl wie der moralischen, sagen Dasselbe. Von der Höhle im Felsen, bis zum Tempel von Karnak, und

vom Verkehr eines Hirtenvolks bis zur Ausbildung eines Reichs, wie das der Pharaonen, ist ein so unabsehbarer Weg, daß nur nach Jahrtausenden gerechnet werden kann.

In keinem Lande nahm die Vorsehung den Menschen sichtbarer an die Hand, als in Aegypten und half ihm die Wege abkürzen. Das Land besteht nur durch den Nil; dieser Fluß kann nur durch große Bauten verbreitet werden. Große Bauten erfordern das Zusammengreifen Vieler. Einmal gezwungen am Nile zu leben, war frühe Vereinigung der Familien zu einem Volke, frühes Auffinden mechanischer Kenntnisse, frühe Entwickelung eines bändigenden Religionssystems, frühe Herrschaft eines Einzigen unausbleibliche Folge. Eben diese Angewöhnung, einerseits vom Volke, zu großen, der Gemeinde nützenden Werken sich zu vereinigen, und andrerseits vom Herrscher, große Mittel zu solchen in seiner Hand zu sehen, mußte auch Werke hervorbringen, welche, wie die Pyramiden und die Königsgräber, nicht mehr von Vielen für Alle, sondern von Vielen für Einen gearbeitet wurden. Der Nil ist der Vater aller der Bauten, welche die Bewunderung später Jahrtausende geworden sind. In keinem Lande, wo nicht ein Canalsystem wie in Aegypten sich befindet, werden solche Riesendenkmäler aufgeführt werden können.

Die Tempel und Obelisken von Theben stammen aus der blühendsten Epoche des Reichs der Pharaonen, aus der Zeit der Dynastien des Amosis und des großen Remeses und herab bis auf die Pharaonen, welche gleichzeitig mit den Königen von Judäa und Israel herrschten.

Der Untergang des Reiches der Pharaonen ist mit furchtbaren Zügen in den zusammengestürzten Tem-

peln der hunderttthorigen Thebä geschrieben. Die Perser waren es, welche, von Religionsfanatismus getrieben, sich gleich Herostraten durch eine Verwüstung unsterblich gemacht haben, wie die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Aber selbst Glaubenswuth, der Zahn der Zeit, der Gluthstaub der Wüste mühten sich vergeblich, jene Majestät zu vernichten, die noch in Trümmern gewaltiger zum Beschauer spricht, denn alle Bauten der Erde.

Die Ptolomäer räumten am Schutte auf, stellten die Heiligthümer wieder her, fügten manches Bauwerk hinzu, denn sie liebten, für Wiederhersteller der altägyptischen Religion, für die gesetzlichen Rächer und Erben der Pharaonen zu gelten. Die Römer bauten nur wenig am Nothwendigsten.

So erblickt man in den Monumenten von Theben die Werke von zwanzig Jahrhunderten, die funfzehn nicht gerechnet, die seit dem jüngsten römischen Baue und der Gegenwart vergangen sind.

Die Ruinen des hunderttthorigen Theben zählen im Durchschnitte zwei Stunden, sind in einer herrlichen Ebene ausgebreitet, lehnen sich an das lybische Gebirg, welches hier seine höchste Höhe in Aegypten erreicht, und werden majestätisch vom Nil durchströmt.

Das erste Prachtwerk, bei welchem das staunende Heer anlangte, war der Tempel des Dorfes Luxor, hart am Nile gelegen. Vor dem Eingange zwischen zwei mächtigen Pylonen sitzen zwei Kolosse; vor diesen erheben sich zwei Obelisken von rosenrothem Granit, auf denen die Arbeit in Bildern und Hieroglyphen als die vollkommenste betrachtet werden muß, die man auf irgend einem Monumente findet.

Jeder dieser Obelisken besteht aus einem einzigen Blocke, am Fuße von sieben Fuß Länge und acht Fuß

Breite. Die Höhe wird auf achtzig Fuß geschätzt und die spezifische Schwere auf dreitausend Centner.

Bilder und Hieroglyphen sind mit einer Schärfe eingearbeitet und die Oberfläche im Allgemeinen und insbesondere die Flächen der eingegrabenen Zeichen besitzen einen Glanz und eine Glätte, die man außer in Theben an keinem andern Monumente von Granit wiederfindet. Bestünde die ganze Masse aus dem feinsten Kitt, so hätte man die Zeichen nicht weicher ausrunden, und wäre sie Karneol, sie nicht schärfer abkanten können.

Die Kolosse, so weit sie über den Schutt hervorragen, von den Achseln bis zu der Spitze der Haube, messen einundzwanzig Fuß Höhe. Um einen Maßstab für ihre Größe zu haben, bedarf es nur der Bemerkung, daß ein Ohr die Länge von zwanzig Zoll hat. Von einer Achsel zur andern beträgt die Breite über zehn Fuß. Das Gesicht ist gewaltsam verstümmelt. Sie sind aus grauem Granit gehauen. Wahrscheinlich sind sie sitzend dargestellt nach dem Beispiele vieler anderer von Theben. Die Lehnen tragen herrliche Arbeiten in Hieroglyphen und Bildern, die, wie auf den Obelisken, größtentheils Opfer des Ammon darstellen. Auf den Achseln der Kolosse befinden sich die hieroglyphischen Ringe des großen Remeses.

Die Pylonen erheben sich über siebenundfunfzig Fuß aus dem Schutte. Ihre ganze Höhe dürfte neunzig Fuß betragen. Sie haben sehr gelitten. Ihre Bilder sind kaum noch kenntlich, die Hieroglyphen und Ringe abgeflacht, die Steine selbst an mehreren Stellen auseinandergerückt, als hätte Erdbeben diese Massen erschüttert. Dennoch erkennt man geschichtliche Darstellungen darauf, Schlachten und Triumphe und darüber die Ringe des großen Remeses.

Von der Höhe dieser Pylonen, wo sie noch eine Breite von dreiunddreißig Schritten haben, überschaut man wie von einem Observatorium die ganze unsterbliche Ebene von Theben.

Beide Ufer des Nils, soweit das Thal reicht, von Osten nach Westen, sind mit Ruinen bedeckt und wo einst die Wohnungen der Lebenden aufhörten, beginnt das Reich der Todten, jene unermeßlichen Felsengräber, die sich tief in die westliche Gebirgskette erstrecken. Tempel, deren ungeheure Massen sich gleich Gebirgen aufthürmen, von Kolossen, Sphinxen, Obelisken und Pylonen umgeben, liegen zerstreut in der Ebene. Jahrtausende gingen über ihnen hin; aber weder die Allmacht der Zeit, noch die zerstörende Wuth der Barbaren hat sie zu überwältigen vermocht.

Im Nordwesten zeigt sich am Horizonte als wirres Gehäuse von Trümmern Medinet Abu, eins der vier armseligen Dörfer, die sich in den Ruinen der alten Königstadt angesiedelt haben. Dahinter erhebt sich kahl, bleich, verstört, als hohe Masse das Gebirg. Es zieht sich nach Norden und fällt hinter der Nekropolis und hinter Kurnu, dem zweiten in Ruinen gelegenen Dorfe, dessen Säulenreihen aus der Ebene sich erheben, ab. An das Hauptgebirge grenzt das Memnonium. In Nordwesten sitzen in grüner Ebene die beiden Memnonkolosse. Bleiche Hügel, Ruinen an Ruinen ziehen bis Westen, wo sie mit lichter Zunge in Grün endigen. Von Westen bis Süden zeigt der Nil seinen gewundenen Lauf, wie er aus der höhern Thebais daherkommt. Inseln, Dörfer und Palmenhaine gruppiren sich daselbst zu einer reichen Landschaft. Im Süden ragen aus dem arabischen Gebirge drei gewaltige Pics zu den Wolken. Das Gebirge zieht sich in weiten Bogen nach Osten, wo es sanft abfällt.

Dort liegt, auf Schutt und von Schutt umgeben, das dritte Dorf, Karnak. Pylonen, Obelisken, Kolosse, Palmen und Hütten bezeichnen es.

Das Thor zwischen den Pylonen von Luxor (so heißt das vierte Dorf in der Trümmerwüste von Theben) ist zerstört. Desgleichen die Säulengänge, welche, an die Pylonen gelehnt, den ersten Hof umschlossen haben. Zur Rechten stehen nur noch achtzehn Säulen. Dieser erste Hof scheint sehr geräumig gewesen zu sein. Ein Theil des Dorfes Luxor befindet sich darin. Durch ein zweites Thor gelangt man in den zweiten Hof, dessen Säulencolonnaden gleichsam in Trümmern liegen. Vermittelst eines vierzehnsäuligen Zugangs gelangt man in den dritten Hof; dies ist der kolossalste Theil des kolossalen Baues. Wo die Reste der sieben und sieben Säulen aus dem Schutte ragen, schauen kolossale Figuren, auf denselben eingegraben, hervor. Dennoch sind diese Reste, welche dreißig Fuß im Umfange haben, noch dreißig Fuß über dem Schutt erhaben. Sie tragen Lotosknäufe und ihr Gebälke. Die Hieroglyphen auf allen Theilen dieses Porticus sind verhältnißmäßig wenig tief eingegraben; aber sie waren dennoch bereits bemalt, wie die Reste der Farben beweisen. Er war vielleicht zu keiner Zeit als ganz beendet betrachtet worden und fast möchte man glauben, daß er zu riesig war, um ihn zu Ende zu bringen. Die hieroglyphischen Ringe beweisen, daß dieser Hof seine Erbauung spätern Königen verdankt, als die beiden erstern.

Dieser riesenhafte Säulengang führt in einen vierten Tempelhof, wo noch vierundvierzig Säulen sich erheben. Die Hieroglyphen sind hier von weit edlerer Ausführung.

Nun tritt man in eine Säulenhalle von zweiund=

dreißig Säulen. Auf der Decke dieser Halle, so wie des zweiundzwanzigsäuligen Porticus steht ein Theil des Dorfes Luxor. Vieles Volk wohnt auch zwischen den Säulen in ärmlichen Hütten, die es an dieselben geklebt hat. Die Hieroglyphen der Säulen sind so rein gearbeitet als die früher erwähnten. Selbst die Säulen waren bemalt, wie noch an vielen Orten sichtbar ist. Die Wandbilder, größtentheils Opferungen darstellend, sind im edelsten Style gehalten.

Durch einen Zwischenhof gelangt man in einen von Säulen getragenen Tempelsaal. Die Pracht und der Reichthum der Arbeit in diesem Saale verkündet, daß man dem Heiligthum immer näher kommt. Auf der einen Wand erblickt man einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Gegenüber erscheint ein Gott oder König mit prachtvoller Mitra gekrönt, welcher an zusammengehaltenen Zäumen Rinder und Schafe führt; in der Rechten hält er einen Hirtenstab. Auch Opfergaben sind in Menge aufgehäuft. Brode und Früchte in Körben, darunter Birnen und Bananen, von letztern zwei Arten, wovon die eine dermalen in Aegypten nicht mehr wächst.

Auf der rechten Seitenwand thront Gott Ammon. Vor ihm kniet ein Held mit königlichen Zeichen, dessen Namen zu hundertmalen die Ringe dieses und des anstoßenden Saales wiederholen. Er berührt den Thron des Gottes. Hinter ihm steht die ägyptische Göttin Phre mit dem Sperberhaupte, die Hand auf des Königs Helm legend. Dann folgt ein Knabe, welcher rückwärts winkt, wo sechs Männer in grünen Kleidern mit gelben festanliegenden Gürteln knien. Ihr Gesicht ist rothbraun wie das des Königs. Weiterhin erblickt man andere Opferhandlungen. An einer andern Wand erblickt man Schilderungen der

Gnade, womit Ammon, der große Schutzgott der Thebais, den Herrscher des Landes überhäuft. Auf seinem Throne sitzend reicht er einem Priester den Nilschlüssel, gleichsam als wollte er sagen: Nimm hin den Segen des Nils. Auf einem andern Bilde überreicht der Gott den Nilschlüssel dem Könige selbst, der in höchst malerischem Gewande vor ihm kniet.

Durch ein Thor tritt man in den zweiten Tempelsaal. In diesem steht aber als abgesonderter Tempel das Heiligthum. Sphinxe ruhen neben demselben. Schlangen und Adler über demselben. Das Innere ist voller Schutt. Von den zahlreichen Zierrathen, Gemälden und Hieroglyphen ist wenig mehr zu erblicken.

Aus dem Tempelsaale, welcher das Heiligthum umgibt, gelangt man in einen zwölfsäuligen Saal. Dieser, so wie ein folgender, sind höchst reich verziert, obschon außerordentlich verwüstet.

Dies ist das Hauptsächlichste, was man heute noch von diesem königlichen Baue sieht, der dem Auge so wohlgefällig als dem Geist bewundernswürdig erscheint. Einhundertvierundfunfzig Säulen und acht Pfeiler stehen noch aufrecht. Er ist das Werk von acht Königen und mehrerer Jahrhunderte.

Von dem Tempel zu Luxor führt durch Ruinen eine Sphinxallee nach dem Tempel von Karnak. Die Köpfe der Sphinxe sind sämmtlich abgesägt und abgeschlagen. Die Tempelpforte, zu welcher diese Allee führt, ist sechzig Fuß hoch und mit den edelsten Arbeiten geziert und dennoch nur eine Seitenpforte. Vor dem Hauptthore, zu welchem ebenfalls eine Allee von Sphinxen führte, stehen zwei ungeheure Pylonen, die unverziert sind, also niemals fertig wurden. So wie man in das Thor getreten ist, genießt man den un-

vergleichlichen und erstaunenswerthen Anblick einer Reihe von Thoren, eines mächtiger als das andere, zwischen ungeheuren Pfeilern und Säulen. Im Hintergrunde des Vorhofs befinden sich sechs Säulen, die größten der Erde. Fünf sind umgestürzt, nur eine steht noch. Sie sind mit Hieroglyphen bedeckt und waren bemalt; ihre Knäufe sind Lotosblumen.

Das Thor auf der südwestlichen Seite ist eine jener riesigen Pforten, wie man sie nur zu Karnak findet. Die Pylonen, welche einst daneben standen, sind eingestürzt und bilden hohe Wälle von Blöcken. Vor dem Thore stehen verstümmelte Kolosse von ungeheurer Höhe. Durch dieses Thor tritt man in die Riesenhalle, den erstaunlichsten Saal, den Menschenhände aufgeführt haben, und der Alles, was man sonst Großes in Aegypten gesehen hat, so sehr überbietet, daß es in's Gewöhnliche zurücktritt. Dieser Saal bildet ein Rechteck und wird von hundertvierunddreißig Säulen getragen, wovon hundertzweiundzwanzig zehn Fuß oberhalb des Fußgestelles noch siebenundzwanzig Fuß im Umfange haben; die zwölf übrigen aber über siebenunddreißig Fuß. Die Höhe der Gesimse der kleinern Säulen über den gegenwärtigen Grund beträgt sechzig Fuß. Die Decke der Riesenhalle besteht aus Deck- und Querbalken, jeder aus einem einzigen Blocke von außerordentlicher Größe bestehend. Auf den Querbalken ruhen Fensteröffnungen mit doppeltem Steingitter. Die Riesenhalle trug also einen Oberbau.

Diese ungeheure Halle ist nun in allen ihren Theilen der Oberfläche auf das Vollkommenste in heiligem Style gearbeitet, die Gestelle, die Schäfte der Säulen, das Gebälke, die Decke, die Wände, sind mit Hieroglyphen und Bildern gleichsam übersäet, an denen sich die Farben hier und da noch frisch erhalten ha-

ben. Denkt man sich alle diese hundertvierunddreißig Schäfte zur Fläche entrollt, sieht man überdies diese Wände, welche die Halle zu beiden Seiten umschließen, und allein schon vier Flächen, jede zu zwanzigtausend Quadratfuß bieten, und Alles mit dem Meisel bearbeitet, so fragt man sich, wer die Idee eines solchen Baues, der Jahrhunderte und Völker zu fordern schien, zu denken vermochte; und man erstaunt mehr über die Kühnheit dieses Gedankens, als über die Verwirklichung desselben.

Ueberhaupt müßte man unter der Größe der Bauten zu Karnak erdrückt werden, würde man nicht durch sie zu den stolzesten Empfindungen erhoben. Die Bilder im Innern stellen Opferhandlungen, die der Außenwände Schlachten und Triumphe dar. Ein größeres Siegesdenkmal ist wohl nie aufgerichtet worden. Die Triumphbauten unsrer Tage scheinen Kinderspiel dagegen.

Das unterste Bild an der linken Seitenwand zeigt eines Heeres Untergang. Es stürzt in Fluth und Abgrund, eingeengt zwischen die Streitwagen des Siegers. Daneben stehen Burgen, welche die hieroglyphischen Ringe altägyptischer Könige tragen. Der Sieger, der hoch herab vom zweirädrigen Wagen kämpft, ist braun von Farbe; seine Haare sind hellblau. Hellblau ist auch der Adler, der wie ein Schutzgeist, wie ein Bringer der Kraft ausgebreitet über ihm schwebt.

Das nächste Bild ist des Krieges Ende. Der Held lenkt den Wagen nach Hause. Seine Linke hält den Zügel und die Geisel, seine Rechte einen kurzen Spieß und ein krummes Beil. Die Haare sind hier rothbraun und der Kopf ist eingesetzt, als habe man den ursprünglichen herausgeschnitten, um einen spätern Herrscher zu ehren. Am Wagen vorn und rückwärts

werden Gefangene, an Hals und Händen gefesselt, geschleppt.

Im dritten Bilde erreicht der heimkehrende Sieger den Nil, dessen blaue Wellen zwischen Palmen und zehn Tempelthoren oder Burgen dahin fließen. Krokodile schauen daraus hervor. Ein Haufen Volks eilt auf dem entgegengesetzten Ufer mit Früchten und andern Gaben den Kommenden entgegen, die Arme voll Erstaunen und zum Willkommen erhoben. Mitten im Nil steht eine kleine Hieroglyphengruppe eingegraben, welche wahrscheinlich die Zeit, in welcher dieser auf dem Bilde dargestellte Heimzug stattfand, andeutet.

In den Bildern der obern Reihe ist gleichfalls Rasen der Schlacht; Kriegswagen gegen einander und Sieg. Die Ueberwundenen sind zum Theil nackt, zum Theil aber mit weiten Röcken bekleidet. Ihre Kopfbedeckung ist festanliegend, mit und ohne Nackenschild. Es können nur asiatische Völker damit gemeint sein.

Die weitern Bilder der zweiten Hälfte der nordöstlichen Außenwand sind Opfer, Kampf und Sieg. Land, Züge von Gefangenen mit ganz fremdem Gesichtsausdruck. Bewaffnete Schaaren in Reihe und Ordnung. Flucht auf Streitwagen und Nachjagen des Siegers. Schlachtgedränge zu Wagen und zu Fuß. Der Wagen des feindlichen Heerführers gebunden an den des Siegers und fortgeschleppt von diesem, während jener noch kämpft und ringt.

In allen diesen Bildern offenbart sich eine außerordentliche Phantasie. Die Handlung ist reich und lebendig, die Bewegung keck und rasch, der Ausdruck sprechend lebendig, ergreifend, die Zeichnung zwar ohne Perspective, aber die Ausführung der Details unbegreiflich reich und schön. So haben die Pferde eine

Wahrheit im Kopfe, welche an die berühmten Raphael-schen erinnert. Gebiß, Zaum und Geschirre sind prachtvoll und zweckmäßig, die Wagen sind wie aus Elfenbein gedrechselt mit erhabener Arbeit und Schmuck, fest und schön.

An vielen Stellen spielt die Lotosblume eine Hauptrolle. Sie erscheint bald als Opfer, bald gewunden in Kränzen. Sie wächst aus Säulen empor, sie umschlingt solche. Sie krönet die Menschenhäupter, sie liegt einzeln und in Bündeln auf Tischen; sie steht vor den Göttern in schöngeformten Vasen.

Der Riesentempel von Karnak zählt nicht weniger denn zehn Thore, Hunderte von Sphinxen, zahlreiche Kolosse, Pylonen, Säle, Säulen und Obelisken; sämmtlich bedeckt mit Hieroglyphen und reich gearbeiteten Gemälden. Die Phantasie erschrickt ob dieser ungeheuern Massen. Nicht blos viele Könige, sondern viele Dynastien von Königen, wie die hieroglyphischen Ringe verkünden, haben an diesem Wunderwerke gebaut. Zwischen dem Gründer des Tempels und desjenigen Fürsten, der die letzte Hand daran legte, liegen sechzehn Jahrhunderte.

Hundert Jahre allein brauchten die fanatischen Perser, diese Pforten niederzubrechen, diese Heiligthümer, Obelisken und Kolosse in Trümmer zu schlagen, Bilder und Hieroglyphen zu vertilgen und Tausenden von Sphinxen die Köpfe abzusägen. Sie verwüsteten ein ganzes Jahrhundert hindurch, aber sie konnten nicht zu Ende kommen; es blieb noch genug übrig, sie anzuklagen und zu verdammen.

Eine Stunde östlich von Karnak zeigen sich abermals kolossale Ruinen eines Tempels, welcher im schönsten Style der Pharaonen erbaut war; aber Pylonen, Säulen und Hallen sind zusammengebrochen.

Die Oberflächen sind mit Bildern und Hieroglyphen bedeckt, die an Feinheit denen an den bereits erwähnten Tempeln nicht nachstehen.

Mitten aus der Trümmermasse des hunderttorigen Theben erheben sich einsam und gewaltig jene beiden Riesenkolosse, die man mit dem Namen „Memnonssäulen" bezeichnet. Das Postament der einen wie der andern Bildsäule besteht aus einem einzigen Blocke, dreiunddreißig Fuß lang und siebzehn breit. Die Höhe der Monumente beträgt etwas über sechzig Fuß. Der Unterarm und die Hand haben allein über funfzehn Fuß Länge. Die südliche Bildsäule ist aus einem einzigen Blocke gehauen, die andere in der Mitte abgebrochen und mit fünf Steinlagen ergänzt.

Beide stellen sitzende Jünglinge dar, in deren Antlitz, so weit dies die absichtliche Verstümmelung erkennen läßt, und in deren Haltung der Ausdruck vollendeter Ruhe herrscht. Das Gesicht ist gegen Morgen gewendet. Die Hände ruhen auf den Knien. Die Seitenwände des Thrones sind mit Bildern und Hieroglyphen geschmückt.

Die Füße der Bildsäulen enthalten zahlreiche Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache. Alle enthalten die Namen der Personen, Tage und Stunden, an welchen man die Stimme des Memnons gehört haben will. Die meisten dieser Inschriften sind aus der Zeit der römischen Kaiser. Aus einigen dieser Schriftzüge erhellt, daß auch die Kaiserin Sabina eine Wallfahrt zu dem Wunderbilde unternommen habe. Die Stunde, in welcher die Stimme vernommen wurde, ist bald die erste, bald die erste und eine halbe, bald die zweite.

Kambyses soll die eine Memnonssäule haben ent-

zwei sägen lassen. An dem einen Fuße stehen auch in griechischer Sprache die Verse:

Kambyses zerbrach mich, diesen Stein,
Im Glauben, ich sei eines Königs Bild.
Die verlorne Stimme war einst die des Memnon,
Sie beseufzte die Leiden; Kambyses raubte sie mir.
Nun mit Ausrufen in unsichern Leiden
Beklage ich das vergangene Loos.

Unter den Ptolomäern soll die Säule wieder hergestellt worden sein. Dafür sprechen auch die verschiedenen Blöcke, aus welchen sie zusammengesetzt ist; da sie wahrscheinlich früher, wie die andere, aus einem einzigen Blocke bestanden hat.

In gewissen Abständen von den Memnonsäulen liegen andere verstümmelte Blöcke von gleicher Größe tief eingesenkt in den Grund mit Spuren von Hieroglyphen. Außerdem ist die ganze Gegend weit und breit umher mit Koloßtrümmern von Porphyr und Granit gänzlich bedeckt. Man nimmt daher mit der größten Wahrscheinlichkeit an, daß die beiden Memnonssäulen nur der Eingang zu einem vor mehreren Jahrtausenden bereits zerstörten ungeheuren Tempel waren.

Ueberhaupt bieten die Ruinen der alten Thebä die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dar, daß man nur Reste von Tempeln und nur von Tempeln erblickt; keine Paläste, keine Brücken, keine warmen Bäder, wie man sie in der spätern Welt so zahlreich findet und welche dem öffentlichen Nutzen und Vergnügen gewidmet waren. Weit und breit, so weit das Auge reichte, von einem Horizonte zum andern nichts als Ruinen von jenen Gebäuden, welche die Macht der Priester verkündeten, übersäet mit Hieroglyphen und dunkeln Symbolen.

Fast unmittelbar an die Ruinen von Theben grenzt im Hintergrunde das Reich des Todes. Der ganze Abfall des Gebirges nach Süd und Ost ist Grabstätte und birgt eine unzählige Menge von Katakomben, Mumienbrunnen und Gräbern aller Art, die man in Jahren nicht alle finden und in Jahren die gefundenen nicht völlig kennen lernen kann.

Unter den hundert und aber hundert Eingängen in das Felsengebirge, welche sämmtlich zu unterirdischen Gräbern führen, zeichnet sich vor Allen ein sehr großes reichverziertes, aber auch sehr verwüstetes Grab aus, von dessen Pforte man weithin die Ebene von Theben überschauen kann. Dieses Grab trägt die Ringe eines der größten Pharaonen und vorzüglichen Gründers derjenigen Thebä, deren Ruinen man heutiges Tages noch staunend erblickt. Da nach dem Glauben der Aegypter die Seele des Menschen nach dreitausend Jahren wieder erwachen soll, so war dieses Grab so gelegen, daß sein König beim Erwachen aus dem langen, langen Schlafe die heilige Thebä überschauen konnte.

Einige Vorhügel scheinen das berühmte Gräberthal Assasiff von der Ebene von Theben. Mitten durch das Thal führte einst eine breite Straße bis zu einem Tempel, der ganz im Hintergrunde an der höchsten Stelle des Thales an die Felswand des Hauptstückgebirges sich majestätisch lehnte und dessen mit Hieroglyphen übersäete Trümmer noch heutzutage sichtbar sind. Von diesem imposanten Baue führten Stufen in das Thal hernieder, wo sich so viele und bewunderungswürdige Gräber in Felsen gehauen vorfinden, daß sie ein Beschauer einst in allem Ernste für unterirdische Königspaläste hielt.

Mitten in glänzend weißem Sande, der fast wi:

Schnee das Auge blendet, gelangt man durch eine Stiege in einen Vorhof, der zur Rechten und Linken Pfeilergänge hat und im Hintergrunde zwei Thore zeigt, die in das Innere des Felsens führen.

Durch das zur Rechten gelangt man in zwei schöne Gemächer, auf das Reichste mit erhabener Arbeit und Malerei ausgestattet. Im Hintergrunde befindet sich ein Grab. Durch das zur Linken kommt man in einen Saal, aus diesem in ein Gemach, dann in einen Gang, der eine geraume Strecke dahinführt und wahrscheinlich das Grab enthielt. Alle diese Räume und Hallen sind auf das Reichste mit unsäglichem Reichthum verziert. Das Mittelthor führt in einen großen Saal, dessen Pfeiler eingebrochen und hinweggeführt wurden. Alle Wände sind auf das edelste mit Bildern und Hieroglyphen geschmückt.

Ein Saal, von vier Säulen getragen, folgt dem erstern. In die Thorpfeiler gehauen (erhaben auf vertieftem Grunde, wie alle Bilder des besten ägyptischen Styls) erblickt man das Bild eines Königs auf seinem Throne sitzend. Aus dem zweiten Saale erreicht man einen dritten, der zur Linken ein Gemach, zur Rechten ein unglaubliches Labyrinth von Gängen hat; unglaublich ob des Entwurfs, unglaublich ob der Ausführung, denn alle diese Gänge sind, so wie die Säle selbst, in den Felsen gehauen und auf das Sorgfältigste mit erhabener Arbeit verziert; und dennoch waren sie nie bestimmt, von dem Lichte des Tages beschienen zu werden. Die Gänge wenden sich unter rechten Winkeln und haben von Zeit zu Zeit Thore und Seitengemächer. Durch parallel neben einander laufende Stiegen, die wie alle ägyptischen sanft in die Tiefe führen, gelangt man zu einem tiefen Mumienbrunnen, der schon lange eröffnet und beraubt worden, wie die

in den Gängen ausgesäeten Gebeine und Hüllen bezeugen. Weiter im Gange trifft man auf zwei verstümmelte Wandstatuen. Hinter diesen öffnet sich ein Saal, der mit Koloßtrümmern angefüllt ist und worin ein Altar steht. Hier endet das Labyrinth nach dieser Seite. Steigt man aber die Stiegen wieder herauf, so erblickt man an der obern zur Linken einen abermaligen Saal. Aus ihm gelangt man wieder zu einem Mumienbrunnen. Läßt man sich vermittelst Seilen in diesen Brunnen hinab, so findet man einen neuen Gang, an dessen Ende eine Sargstelle befindlich. Läßt man jedoch den Brunnen rechts liegen, so kommt man an ein Thor, hinter welchem sich der Gang in zwei Arme spaltet. Beide Arme brechen sich nach einiger Zeit rechtwinklig und bilden sonach eine vierseitige Gallerie. Diese ist wo möglich noch reicher als die übrigen Theile des Labyrinths verziert und der Beschauer fragt sich, ob er wache oder träume. Er glaubt sich in eine Feenwelt versetzt. Die Hieroglyphen und Bilder sind gehäufter, und feiner gearbeitet als irgendwo. In kurzen Zwischenräumen sind hier Nischen in den Felsen gehauen, in welchen man bald zwei, bald vier, bald acht, bald zwölf Statuen neben einander sitzend erblickt.

Dumpf hallt der Boden unter den Fußtritten der Menschen wieder. Es ist, als ob der Fuß des staunenden Wanderers über Gewölbe dahinschritte; nicht unwahrscheinlich, daß der Meisel der alten Aegypter bis in die tiefste Tiefe dieses Felsengebirges gedrungen und nur die Zugänge verschüttet sind.

Was in der erwähnten Gallerie nicht wenig die Christen in Erstaunen setzt, ist an der einen Wand das Bild eines Gekreuzigten. Es wendet wie Christus sein sterbend Haupt nach der einen Seite; die Arme

sind ausgespannt, die Füße über einander geschlagen. Die Vermuthung, als hätten vielleicht die ersten Christen dies Bild hierher gebracht, widerlegt sich durch die Arbeit. Der Styl ist ganz ägyptisch. Das Bild paßt in die daneben befindlichen vollkommen und zeigt noch die Farben, womit es, wie alle die übrigen Darstellungen in diesem Labyrinth, gemalt war. Auch sind die Arme des Gekreuzigten mit ägyptischen Bändern geziert, so wie das ganze Bild mit Hieroglyphen umgeben ist.

Ein zweites Königsgrab im Thale Assasiff beginnt gleichfalls mit einem Vorhofe und hat einen ebenso labyrinthartigen Bau, wie das so eben beschriebene. Auch in ihm sind Bilder und Hieroglyphen mit wunderbarer Feinheit gezeichnet. Man erblickt die Abbildungen aller Handwerke und Künste. Da gibt es Zimmerleute, welche Stämme behauen, Tischler, welche Schränke, Tische, Bänke und allerlei Geräth verfertigen, da sind Gerber und Schuhmacher, Sargbestatter, Leichen-Einbalsamirer, Baumeister, Bildhauer; da sind Bäcker und Marktwieger; da sind Schreiber, eine Rolle Papyrus und den Griffel in der Hand; da sind solche, welche Barken und Schiffe bauen, Masten und Tauwerk anfertigen. Da gibt es Schaaren von Tänzern, die bald einzeln, bald zu zweien tanzen; aber nur Männer mit Männern. Frauen sind Zuschauer. Das Gesicht der Letztern ist oval, die Farbe dunkel, die Mienen sind sanft und freundlich; sie gleichen ganz den heutigen Aegypterinnen. Auch Harfenspieler sieht man, neun- und zehnsaitige Instrumente in der Hand haltend, ferner Königsbilder mit dem Scepter und Halsschmuck.

Außer diesen beiden Gräbern gibt es noch zahlreiche andere, mehr oder weniger verwüstet in dem

Thale Assasiff, welches, den hieroglyphischen Ringen nach, hauptsächlich einer mächtigen Dynastie der Pharaonen als Schlummerstätte gedient zu haben scheint.

So bewundernswürdig indeß die Gräber im Thale Assasiff genannt werden müssen, werden sie gleichwohl durch diejenigen im Thale Bab-el-Melek, welches „Hof der Könige" heißt, übertroffen. Dies sind jene Begräbnißstätten, welche von den Reisenden gewöhnlich unter dem Namen „Gräber der Könige" aufgeführt werden.

Das Thal oder vielmehr die Verzweigung von Felsschluchten, in denen diese unvergleichlichen Wunderwerke sich befinden, ist nur durch einen Gebirgsarm vom Thale Assasiff geschieden.

Gräber der Könige! Wo? In dieser Oede, wo kein Halm gedeiht, in diesen engen Felsschlünden? Und doch sind sie hier. Nichts kündigt von außen die Prachtlabyrinthe an, die das Innere dieser Gebirgsmassen durchziehen, und denen die bekannte Erde keine ähnlichen an die Seite zu setzen hat. Die arabischen Führer, welche den Reisenden heutzutage in diesen Todtenkathedralen umherführen, kennen nur sechzehn derselben. Bei weitem der größere Theil ist verschüttet, denn allen Schriftstellern zufolge gab es im Thale Bab-el-Melek siebenundvierzig Königsgräber. Diodor von Sicilien sagt von ihnen, daß sie von keinem spätern Baue übertroffen worden wären, daß sich gewaltige Obelisken vor ihnen erhoben, auf welchen die Macht dieser Könige über Scythien, Bactrien, Indien und Jonien, ihre großen Einkünfte und Kriegsheere verzeichnet gestanden hätten.

Bei weitem das schönste und am besten erhaltene dieser Königsgräber ist das des zweiten Remesiden. Um es genau zu schildern, bedürfte man ganzer Bände

und wie wahrheitgemäß der Schriftsteller auch zu Werke ginge, würde es dem Leser dennoch als Mährchen erscheinen. Diese zahllose Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerk tief und tiefer in den Felsen gehauen; diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz, diese Unverletztheit der Farben, als wären dieselben so eben erst aufgetragen worden, gehen weit über den heutigen Maßstab des Leistbaren hinaus. Der Aufwand von Kraft und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in der Ausführung des Kleinsten wie des Größten, des Gesehenen wie des Ungesehenen, ist so ungeheuer, daß man durchaus nicht begreifen kann, wie irgend ein Herrscher, und wäre er auch der mächtigste der Welt, auf den Gedanken verfallen konnte, einen solchen Bau anzubefehlen. Die Pyramiden sprechen zu allen Völkern und zu allen Zeiten; aber hier ist ein namenloser Fleiß mit den Todten selbst in Finsterniß begraben und der Oberfläche der Erde gänzlich entrückt. Ein paar Fuß Sand mehr und diese unvergleichlichen Hallen ahnet kein menschliches Auge.

Hoch ragen die Felswände über diese Schluchten, welche die Königsgräber verbergen. Der Weg durch das Thal ist gewunden und gleicht einem Wasserrisse. Keine Blume, kein Blatt schmückt die todte, versteinerte Gegend. Es scheint, als wenn mächtige Gebirgswässer diese Felsen vor Kurzem erst durchwühlt hätten, und gleichwohl regnet es hier in zehn Jahren kaum ein einziges Mal. Auf welchem Wege wurden aber zwischen diesen engen Felsenwänden die Särge, die Kolosse nach den Labyrinthen gebracht, in welchen die alten Pharaonen ihre letzte Ruhestätte aufgeschlagen? Vergebens haben sich Reisende in alter und

neuer Zeit, welche diese Gegenden besucht haben, mit Lösung dieses Räthsels beschäftigt. Nach menschlichem Ermessen ist nur eine Annahme denkbar, daß nämlich unterirdische Gewölbe von den Tempeln und Hallen der hunderttthorigen Thebä nach den Grabkathedralen ihrer Könige führten.

Siebentes Kapitel.

Auf den Trümmern des alten Theben brachte Desaix eine Nacht mit seinen Kriegern zu. Den andern Morgen setzte er, trotz der fast fußfälligen Bitten des bejahrten Denon und des von den Ruinen der Hundertpfortenstadt beinahe bis zum Paroxismus exaltirten Larossossinier, seinen Marsch nilaufwärts gegen Esneh fort. Man durchzog eine Ebene, die mit Zuckerrohr und allen medicinischen Kräutern, die Aegypten hervorbringt, bepflanzt war, so daß die Atmosphäre mit einem balsamischen Dufte erfüllt war.

Weiter aufwärts trat das lybische Gebirge hart an den Fluß. Die Ufer begannen gefährlich zu werden wegen der ungeheueren Krokodile, die sich in immer größerer Anzahl zeigten und oft aus dem Nile herauskamen, um die Ufer abzuweiden. Indeß geschah nie Unglück. Wie furchtbar die Krokodile in ihrer Art sind, kann es wieder kein furchtsameres Geschöpf geben. Der geringste Lärm treibt sie in die Flucht, namentlich wenn sie außerhalb des Wassers sind, was gewöhnlich während der Nachtzeit der Fall ist.

Ende Januar langte Desaix mit seinem Corps in

Esneh, dem alten Latopolis an, woselbst er den General Friant mit einer Truppenabtheilung zurückließ. Er selbst setzte ununterbrochen die durch Wüsten so beschwerliche Verfolgung der Mameluken fort.

Bei ihrem Marsche gelangten die Franzosen an jene Stelle des Nils, welche man die Kette nennt, weil der Fluß daselbst so schmal wird, daß man ehemals die Schifffahrt durch eine Kette, die man von einem Ufer nach dem andern zog, sperrte. Man zog vorüber an den berühmten rothen Granitbrüchen, welche eine deutsche Meile lang sich in die Tiefe erstrecken. Dies sind die ungeheuren Steinlager, aus welchen die Hunderte von Tempeln der Pharaonen und Ptolomäer, jene zahllosen Obelisken, Säulen, Pylonen und Kolosse gehauen sind, womit das Land Aegypten gleichsam übersäet ist. Da erblickt man ganze Obelisken, welche aus dem Groben gearbeitet, aber nicht vollendet worden sind; man sieht am Ufer in die Felsen die Betten gehauen, auf welchen bei steigendem Nil diese Steinmassen auf den Fluß gebracht und dann weiter geführt wurden. Zahllose angefangene Arbeiten sieht man überall; die zahlreichen Felsspitzen, die wie Klippen aus dem Sandmeere ragen, sind alle behauen. Auf vielen sind Hieroglyphen und Bilder eingegraben.

Diese Granitbrüche, von der Wüste umgeben, gewähren eine schauerliche Oede. Wer hier aufgewachsen, würde nicht träumen, daß es ein Pflanzenreich auf Erden gibt, und daß ein solches überhaupt zum Ganzen dieser Welt gehört. Und dennoch ist diese Gegend nicht farblos. Wenigstens sind es drei Hauptfarben, die vorherrschen: das Gelb des Sandes, das glänzende Schwarz der Felsen und das Roth derselben an denjenigen Stellen, wo sie vor Jahrtausenden be=

hauen worden sind; Stellen, die also noch zu jung sind, um jene schwarze Rinde der Zeit anzunehmen.

Die Art und Weise, wie die Aegypter einen Block vom Muttergebirge ablösen, ist ganz von derjenigen, wie sie in den ältesten Steinbrüchen Griechenlands und Asiens vorkam, verschieden. Aus nur halb abgeschlagenen Blöcken ist ersichtlich, daß man längs der Umrisse kleine Oeffnungen bohrte. War dies geschehen, so mußte irgend ein kräftiger Stoß die Masse ausbrechen. Doch welche Kraft brachte diesen Stoß hervor? Niemand vermag das heutzutage zu beantworten. Ueberdies scheinen die Aegypter kein Eisen gekannt zu haben. Wenigstens findet man nirgend eine Spur davon. Alle Waffen, Werkzeuge ꝛc. sind von Erz, alle Mumienkästen durch hölzerne Nägel verbunden.

Dumpfes Brausen, das aus Süden scholl, verkündete, daß man sich den Katarakten des Nils nähere.

Rauhe schwarze Gebirge senken sich düster in den Nil, der, von vielen Granitfelsen eingeengt und durchschnitten, seine Gewässer mit großem Geräusch hindurchzwängt. Denkt man sich diese strengen Formen und Farben mit dem Grün der in den Felsen zerstreuten Palmenbäume und mit dem reinsten Himmel im Gegensatze, so hat man ein Gemälde von dem, was man die Katarakten des Nils nennt, obschon sie nicht den Namen von Wasserfällen verdienen. Sie sind nichts mehr und nichts weniger, als eine durch zahlreiche Felsstücken gebrochene Strömung.

Bei geringem Wasserstande sind daher die Katarakten nur mit großer Gefahr zu beschiffen. Es gehört alle Erfahrenheit und Entschiedenheit der Schiffsführer, lange Uebung und unverwandte Aufmerksamkeit dazu, das Fahrzeug glücklich darüber zu bringen. Der Grund des Bettes ist aber auch wie eine Karte

gekannt und die Kraft der Strömung für jede gefährliche Stelle erprobt. Ein Augenblick des Zweifels oder Irrthums würde das Schiff rettungslos an die Klippen werfen, die von Granit glänzend schwarz und in furchtbaren Schneiden und Spitzen gebrochen sind.

In ältester Zeit sind schwere Granitmassen über die Katarakten gebracht worden, was mit unter die Wunder zu zählen ist, womit die Werke der Pharaonen die heutige Mechanik beschämen. Alle die Denkmale Thebens, die aus Rosengranit gehauen, sind Steinbrüchen entnommen, die oberhalb der Katarakten gelegen. Auch ist, wie der Finger in dem Königspalaste Belsazars, die Hand der Pharaonen an den Katarakten sichtbar. Auf dem Felsen Bahr, der wie ein Markzeichen der Natur oberhalb der Wasserfälle seit Jahrtausenden aus schäumenden Wellen emporragt, erblickt man die hieroglyphischen Ringe mehrerer großen Pharaonen.

Den Katarakten gegenüber liegt die Insel Philoe, eine halbe Stunde im Umfang. Sie ist, mit Ausnahme einiger am Ufer zerstreuten Palmen, fast ohne Vegetation; aber prachtvolle Tempelruinen bedecken überall die felsige und romantische Oberfläche. Mit jedem Schritte berührt man Alterthümer, denn die ganze Insel war einst heiliger Boden und der andächtigen Zurückgezogenheit von allem Weltlichen geweiht. Die finstern und phantastischen Klippen und Ufer rings umher scheinen aus einer Revolution der Erde hervorgegangen, und noch ergreifender wird der Anblick, wenn man durch die langen Säulengänge nach dem heiligen Strome hinausschaut. Nur das gleichmäßige Rauschen der Katarakten unterbricht die tiefe Ruhe, und der stets

reine Himmel verleiht selbst den Nächten eine bezaubernde Milde und Glanz.

Die Katarakten konnten für die französische Armee als Grenze ihres Marsches betrachtet werden; sie bilden die Grenze Aegyptens und Nubiens. Von jetzt an erst war Ober-Aegypten für erobert zu halten und Desaix konnte wohl stolz darauf sein, die Waffen seines Vaterlandes bis zu dem Orte getragen zu haben, wo einst die Adler der Herren der Welt anhielten. Philoe war einst die äußerste Grenze des großen römischen Reichs.

Die Franzosen gruben darum in einen Tempel von Philoe folgende Inschrift ein:

L'an VI de la république
Le 13 Messidor
Une armée française, commandée
Par Bonaparte, est descendue
A Alexandrie.
L'armée ayant mis, vingt jours
Après, les Mameluks en fuite
Aux Pyramides,
Desaix, commandant la
Première division, les a
Poursuivis au-delà des
Cataractes, où il est arrivé
Le 13 Ventose de l'an VII.
Les Généraux de Brigade
Davoust, Friant et Bellard,
Donzelot, chef de l'état major,
La Tournerie, commandant de l'artillerie.
Eppler, chef de la 21 légère.
Le 13 Ventose an VII de la république
3 Mars an de J. C. 1799.
Gravé par Casteix, sculpteur.

Murad-Bay, aus Aegypten gänzlich vertrieben, hatte den verzweifelte Entschluß gefaßt, sich mit den ihm noch verbliebenen Beys und Mameluken in das an-

grenzende Nubien, in das schreckliche Land der Barabras zu werfen.

Desaix ließ den General Belliard mit der einundzwanzigsten leichten Halbbrigade in Assauan, dem uralten Syene, der Grenzstadt von Oberägypten, zurück, und trat den Rückmarsch nach Esneh an. Sein Plan war, das ganze Land, von dem alten Syene an, durch feste Kantonnirungen zu besetzen.

Belliard hatte sonach die Ehre, Nachfolger des berühmten Dichters Juvenal zu werden, welcher zur Strafe für seine Satyren nach Syene geschickt wurde, um daselbst die Cohorten zu kommandiren, welche diesen äußersten Grenzposten des römischen Weltreichs gegen die nubischen Völkerschaften deckten.

Der General bezog inmitten der Stadt ein altes, türckisches Schloß. Es fehlte Anfangs den Soldaten an Allem; aber kaum waren einige Tage vergangen, so erschienen in den Straßen französische Schneider, Schuhmacher, Barbiere und Restaurateurs mit ihren Aushängeschildern. Bald folgte das Angenehme dem Nothwendigen. Man hatte seine Tivolis, sein Hölzchen von Boulogne, seine Kaffeehäuser, öffentliche Spiele und Spielkarten. Vor dem nördlichen Thore der Stadt befand sich eine Baumallee. Hier ward ein Meilenzeiger aufgerichtet, worauf zu lesen: „Weg nach Paris. Tausenddreihundertvierzig Lieues.“

Zur Annehmlichkeit des Garnisonslebens in Syene trug hauptsächlich die gegenüber im Nil gelegene Insel Elephantine bei, welche, bedeckt mit Ruinen, Sykomoren, Palmen und Orangen, einen höchst reizenden Aufenthalt gewährte und deren frische, erquickende Vegetation durch die ringsum verbreitete Wüste sehr gehoben ward. Nicht mit Unrecht sagt daher ein al-

ter Dichter von ihr: „Sie liegt in der Wüste, wie ein in goldenes Geschmeide gefaßter Smaragd.“

Achtes Kapitel.

Renouard, welcher, dem Wunsche Desaix's gemäß, in Syene zurückgeblieben war, wollte eben in Begleitung Nurmahal's auf einem Kahne nach der Insel Elephantine überfahren, als er am Nilufer einen Haufen Soldaten erblickte, aus dessen Mitte die scheltende Stimme des Professors Larossossinier hervorschallte.

„Ihr verdientet sämmtlich im Nile ersäuft zu werden,“ zankte der Gelehrte, „in demselben Wasser, das diesem Thiere, welches in der Naturgeschichte einen so seltenen Rang einnimmt, zum Lieblingsaufenthalte gedient hat.“

Als Renouard bei dem Haufen ankam, machte man ehrerbietig Platz, und er gewahrte ein ungefähr sechs Fuß langes, junges Krokodil, welches todt am Boden lag und an welchem Larossossinier niedergekniet war und naturhistorische Untersuchungen anstellte.

Einige Fellahs aus der Umgegend hatten das Thier im Nilschlamme schlafend überrascht, es gebunden und nach Syene gebracht, um dem General Belliard damit ein Geschenk zu machen. Leider waren den Bauern aber einige Soldaten begegnet, welche in ihrem Uebermuthe das Krokodil getödtet hatten.

„Ihr seid schlimmer als die persischen Barbaren unter Kambyses,“ fuhr der Professor fort, „vor deren mordsüchtigen Händen, wie die Sage geht, wenigstens die Krokodile Ruhe hatten. Was that Euch dieses

einst so heilig gehaltene Amphibium, daß Ihr dasselbe wie Meuchelmörder anfielet und auf den Kopf schluget? Dieses noch junge Thier war nicht furchtbar und überdies gefesselt. Es wäre interessant gewesen, zu sehen, wie dieses räthselhafte Amphibium frißt, was es frißt und ob es nothwendigerweise käuen muß; wie das Käuen mit nichts als Schneidezähnen geschieht, wie der Schlund, welcher die Stelle der Zunge vertritt, beschaffen sein muß, um diesen Dienst zu verrichten, ob das Thier bei seiner Gefräßigkeit zahm gemacht und lebendig nach Paris gebracht und den Naturforschern übergeben werden konnte. Baptist, fasse einmal am Schweife an, daß wir den Leichnam des Thieres auf den Rücken legen."

„Ich greif's nicht an," versetzte Baptist, „der böse Kerl kann beißen."

„Einfältiger Famulus," sprach der Professor, „wie kann es denn beißen? Erstens hat es am Schweif keine Zähne, und zweitens ist es todt, wie Du gehört hast. Also fass' an."

„Todt?" meinte Baptist, „das glaube ein Anderer."

„Nun was soll's denn sein?" frug ingrimmig Larossossinier.

„Es stellt sich blos todt," versetzte der Bursche; „das Krokodil ist heimtückisch und verschmitzt."

„Dieses Thier soll nicht todt sein, Einfaltspinsel? Das Gehirn ist durch die barbarischen Schläge der Soldateska sogar lädirt."

Da Baptist trotz aller Beweise nicht zugriff, bequemte sich endlich einer der Musketiere, das Krokodil umzuwenden. Diese neue Seite seines Körpers, welche das Thier jetzt darbot, gab dem Professor abermaligen Stoff, naturhistorische Betrachtungen anzustellen.

Renouard ward jetzt von Larossossinier bemerkt. Dieser ließ sogleich vom Krokodile ab und nahm den Capitain bei Seite.

„Ihr könntet mir einen wahren Freundschaftsdienst erweisen.“

„Doch nicht wieder Krokodilgräber besuchen?“ frug Renouard.

„Nein,“ versetzte der Professor, „seit ich die unterirdischen Königspaläste im Thale Bab-el-Melek gesehen, gelüstet mich nach keinem fledermausigen Krokodilgrabe mehr. Ihr sollt mich eine Strecke in die Wüste begleiten.“

„In die Wüste?“

„Ja, ich möchte gern einige Straußeneier haben.“

„Bei den umherschweifenden Beduinen und Mameluckeu ist diese Wanderung nicht ohne Gefahr.“

„Eben deshalb wende ich mich an Euch, daß Ihr einige Eurer Grenadiere mitnehmt.“

Renouard machte ein etwas bedenkliches Gesicht, aber Larossossinier ließ nicht nach, bis er die Einwilligung erhalten. Nachdem Larossossinier den Befehl gegeben, das todte Krokodil nach seiner Wohnung zu transportiren, fuhr er mit Renouard nach der Elephanteninsel, welche im reichen Grün der Dattelpalmen und Sykomoren einen höchst malerischen Anblick gewährte.

Larossossinier fand bald Gelegenheit, seine antiquarische Gelehrsamkeit leuchten zu lassen.

„Ich habe nun,“ sprach er unter Anderm, „die ganze Thebä von oben bis unten durchkrochen und komme immer wieder auf die Frage zurück, die ich bereits so oft aufgeworfen habe. Bestanden die alten gewaltigen Städte Aegyptens nur aus Tempeln? Ueberall nichts als Tempelruinen. Wo bleiben denn die Pa-

läßt? Wohnten denn die Könige in Tempeln oder glichen ihre Wohnungen Tempeln? Oder waren sie von so leichter Bauart, daß sie der Zeit nicht zu widerstehen vermochten?

„Soviel ist gewiß," fuhr er nach einer Pause fort, „wenn sie die Gebäude bewohnten, deren Ruinen wir heutzutage für religiöse halten, so wohnten sie keineswegs bequem. Große Höfe mit offenen Gallerien; Hallen mit engen Räumen zwischen Säulen gehören, wenigstens meiner Ansicht nach, unmöglich zur Bequemlichkeit. Die wenigen engen Zimmer ohne Luft und Licht, bedeckt mit mystischen Allegorien, konnten ihren Augen und ihrer Phantasie keine Erholung gewähren. Zudem habe ich bemerkt, daß mehrere dieser dunkeln Zimmer kleine Tabernakel enthielten, worin sonder Zweifel entweder das Bild der Gottheit, oder das Thier, das ihr Symbol war, oder der Schatz des Tempels sich befand; wodurch dies natürlich zu einem geheiligten und Jedem, außer dem Priester, verschlossenen Orte ward. Daher ist wahrscheinlich, daß diese großen Vorhöfe von zahlreichen Priestergesellschaften bewohnt wurden, und daß diese, die Inhaber aller Kenntnisse, zugleich Besitzer der Macht und deren Hülfsquellen waren."

„Ich habe auch diese Ansicht," erwiederte Renouard. „Wie gewaltig und großartig die alten Aegypter zu bauen verstanden, ich möchte nicht unter ihrer Regierung gelebt haben. Welche Einförmigkeit! Welche traurige Weisheit! Welche ernste Sitte! Mit Schaudern bewundere ich die Organisation einer solchen Regierung. Ihre Spuren erwecken noch jetzt ein gewisses Grauen. Die priesterlich gekleidete Gottheit hält in der Hand eine Geißel. Das Gesetz trägt überall Ketten und ein Maaß. Ich sehe die Künste unter

der Last dieser Ketten sich fortschleppen. Ihr Genius scheint mir dadurch niedergedrückt. Kein Circus, kein Kampfplatz, keine Theater. Nichts als Tempel, Geheimnisse, Einweihungen, Priester, Opferthiere. Zum Vergnügen Ceremonien; zum Prachtaufwande Gräber."

„Ja, ausnehmend lustig mag's im alten Aegypten freilich nicht hergegangen sein," meinte der Professor. „Wenn man über die Hieroglyphen nur einigermaßen im Klaren wäre; bevor wir diese nicht zu lesen vermögen, werden wir immer im Dunkeln bleiben."

„Der Verstand steht in der That still," fuhr er nach einer Pause fort, „wenn man bedenkt, wo die alten Aegypter überall Hieroglyphen angebracht haben. Unlängst treibt mich die Wißbegier, einen alten Brunnen genauer zu untersuchen. Ich lasse mich an Seilen hinab und als ich in der tiefsten Tiefe angekommen bin und mit der Laterne umherleuchte, was finde ich da?"

„Nun?" frug Camille.

„Die schönsten Hieroglyphen, so sauber gearbeitet, wie in irgend einem Tempel der Thebais."

„Ich habe ähnliche Entdeckungen gemacht," erwiederte Renouard, „aber mir die Sache so ziemlich natürlich erklärt."

„Wie so, natürlich?"

„Die Grundlagen zu den Brunnen," meinte Camille, „bestanden häufig aus Säulentrümmern, die mit Hieroglyphen bedeckt waren. Nichtsdestoweniger geräth der Beschauer in gerechtes Erstaunen. Bedenkt man das Alter dieser Brunnen, wie alt mögen erst die Ruinen gewesen sein, die man zu ihrer Grundlage benutzte? Wie viel Jahrhunderte, bevor sie zu-

sammenstürzten, und wie viel Jahrhunderte dienen ihre Trümmer nicht schon als Fundament dieser uralten Brunnen! Ueberhaupt, es kann wohl nichts Dunkleres, Geheimnißreicheres und Endloseres geben, als die Annalen Oberägyptens."

Nachdem die Beiden die Alterthümer von Elephantine in Augenschein genommen und sich an der herrlichen Vegetation ergötzt hatten, kehrten sie nach Syene zurück und trafen Anstalt zu einem kleinen Ausflug in die Wüste.

Bereits nach einigen Stunden befand man sich nebst der kleinen Escorte in dem unermeßlichen Sandmeere, dessen äußerste Wellen das rothe Meer bespülen. Eine Todtenstille herrschte. Nur ganz aus der Ferne vernahm man das Rauschen des Nils bei den Katarakten. Nirgends ein Baum, ein Halm, nichts als der Himmel, der eintönig auf das gelbe Sandmeer herabsank. Im Süden zog sich ein dunkler Streif dahin.

„Das ist die Grenze Nubiens," sprach der Professor; „jene Berge gehören nicht mehr zu dem Lande Aegypten."

„Also hatte," frug Renouard, „das Reich der alten Pharaonen hier seine Grenze?"

„Wo denkt Ihr hin?" antwortete Larossossinier, „die zahlreichen Tempel, die an Großartigkeit selbst denen zu Theben nicht nachstehen und sich tief nach Nubien hinein erstrecken, sind der handgreiflichste Beweis, daß hier das Reich der Pharaonen noch nicht zu Ende war."

„Wie?" rief Camille verwundert, „die Tempel sind noch nicht alle? Ich habe immer geglaubt, die Ruinen von Syene und Elephantine seien gen Sü-

den die äußersten Denkmale der altägyptischen Herrlichkeit?"

„Da habt Ihr eine große Unwahrheit geglaubt," versetzte der Professor, „die Euerer wissenschaftlichen Bildung nicht eben zum Ruhme gereicht. Wie gesagt, die Tempel Nubiens, gleichfalls von den Pharaonen erbaut, geben den Tempeln der Thebä an Größe nichts nach. So zeichnet sich der Tempel von Kom Ombos durch die Einfachheit und Größe seiner Anlage, so wie durch den Adel der Ausführung vor allen andern aus. Seine Ruinen bilden die malerischsten von der großen Hinterlassenschaft der Pharaonen."

Während der Professor sich über die Tempel Nubiens verbreitete, ward am östlichen Horizonte eine Caravane sichtbar, die aus Kaufleuten bestand und vom rothen Meere daherkam. Schon von Weitem konnte man die Schiffe der Wüste, die zahlreichen Kameele und Dromedare, an ihrem hohen Baue und den langen Hälsen erkennen.

Als die Caravane heran kam, erfuhr man, daß sie während ihres achttägigen Marsches durch die Wüste außerordentlich gelitten hatte. Man war genöthigt gewesen, mehrere Kameele zurückzulassen. Die mit Wüstenstaub bedeckte Mannschaft war kaum zu erkennen und vermochte sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten. Eine Art Wassermelonen war zuletzt die einzige Nahrung der Wüstenwanderer gewesen. Sie erkundigten sich angelegentlich, wie weit es noch zum Nile sei, den sie mit Recht als das Ende ihrer Leiden betrachteten.

Ohne Kameele ist eine Reise durch die Wüste nicht denkbar. In der Wüste allein lernt man die Ehrwürde und den Werth dieses Thieres kennen. Die Natur hat es als ein wahres Geschenk der Vorsehung

in eine Gegend des Erdballs versetzt, wo es von unendlichem Segen ist. Kein anderes Thier wäre im Stande, es zu ersetzen. Der Wüstensand ist sein Element. Sobald es sumpfigen Boden betritt, wird sein Tritt unsicher. Unter allen Geschöpfen vermag es am längsten Durst zu ertragen, und jedem Ungemach trotzt es mit bewunderungswürdiger Geduld und Ausdauer. Dafür verlangt es menschenfreundliche Behandlung. Jede Brutalität rächt es auf die empfindlichste Weise. Will man durch Schläge seinen Gang beschleunigen, so kauert es zu Boden und läßt sich eher tödten, als daß es weiter ginge.

Die Kaufleute brachten die Nachricht, daß die Gegend gen Morgen durch versprengte Mameluken unsicher gemacht werde, wodurch Renouard bewogen wurde, sich der Caravane anzuschließen und den Rückweg anzutreten; obschon Larossossinier im Suchen nach Straußeneiern noch keineswegs glücklich gewesen war.

Die Kaufleute boten Renouard und dem Professor zwei vorräthige Kameele zum Reiten an, was zu einer höchst drolligen Scene Veranlassung gab. Der Professor hatte nicht das erforderliche Geschick, das Thier zu besteigen. Alle Welt mußte helfen, schieben und fördern. So wie der ungeschickte Reiter im Sattel saß, erhob sich das Kameel, wodurch ersterer, trotzdem, daß er sich mit Todesverzweiflung anklammerte, etwas empor geschleudert wurde. Er schrie, er wolle wieder absteigen, er komme sich zu hoch vor; aber sobald ein Kameel auf den Füßen ist, ist es nicht leicht wieder zum Niederkauern zu bewegen. Larossossinier mußte sich's in der Höhe gefallen lassen, obschon er fortwährend in Todesangst schwebte.

Die Palmen des Nils wurden am Horizonte sicht-

bar; sämmtliche Muhamedaner fielen bei diesem Anblicke mit dem Gesicht zu Boden und priesen Allah und Muhamed für den Schutz in der Wüste.

Obschon die Abendsonne den fernen Horizont mit grünem Saume schmückte, so war die Mannschaft zu erschöpft, noch selben Tages das Nilufer zu erreichen. Es ward Halt gemacht. Jeder breitete neben seine Kameele einen Teppich; bald loderten die einzelnen Wachtfeuer lustig auf der Sandebene empor und man nahm ein frugales, höchst romantisches Abendessen ein.

Die schöne Nacht sank herab. Das Firmament strahlte in seltener Pracht. Aus der Tiefe der Wüste ward zuweilen das Brüllen eines Löwen vernehmbar. Kurz nach Mitternacht ging der Mond auf und versetzte die Wüste in geisterhafte Beleuchtung.

Wohlbehalten erreichten Renouard und Larossossinier in Begleitung der Kaufleute am nächsten Tag Syene. Als Camille in die Wohnung des Generals Belliard trat, um seine Rückkehr zu melden, theilte ihm dieser ein Schreiben des Generals Desaix mit. Camille ward aufgefordert, sich unvorzüglich nach Esneh zu begeben, wo sich das Hauptquartier der Armee von Oberägypten befand.

Binnen kurzer Zeit befand sich Renouard an diesem Orte. Als er das Thor des alten Latopolis im Rücken hatte, fiel ihm ein Tempel auf, der sich auffallend erhalten hatte. Es war der berühmte Porticus von Esneh, der Triumph der Römer in Nachahmung des altägyptischen Styls; ein Werk, das aus den vereinten Anstrengungen mehrerer Imperatoren hervorgegangen war. Dieser Porticus, welcher über funfzig Fuß lang und über hundert breit ist, ruht auf vierundzwanzig kolossalen Säulen, die jetzt nur noch dreißig Fuß aus dem Schutte hervorragen. Jeder der

vierundzwanzig Knäufe stellt irgend einen Blumenkelch vor und jeder ist von den übrigen verschieden. Die Muster aus den pharaonischen Tempeln sind dabei treu nachgeahmt. Die Seiten des Knaufs tragen das zur Blume gehörige Laub. Die Ausführung ist fein und glänzend. Der ganze Tempel ist aus Sandstein erbaut.

Unfern von diesem merkwürdigen Gebäude befand sich das Hauptquartier. Als Renouard bei Desaix ankam, ward er sogleich vorgelassen. Der General, der einstweilen den Degen in die Scheide gesteckt, war mit Administrativarbeiten überhäuft. Er erkundigte sich nach dem Zustande der französischen Truppen an der Grenze Aegyptens, wie der Gesundheitszustand, das Benehmen der Bewohner und ob die nach Nubien vertriebenen Mamelucken von sich hören ließen. Nichts entging seinem Alles überfliegenden Auge.

Als Renouard auf die meisten Fragen zufriedenstellend geantwortet, schien Desaix sichtbar erheitert.

„Gott sei Dank," sprach er, „diesmal wären die Feinde besiegt und Oberägypten in unserer Gewalt; aber so lange noch Murad lebt, ist die Zukunft nicht gesichert. Wie elend die Lage dieses Mannes dermalen, so ist er noch eine Macht und furchtbar durch seine Geschicklichkeit, Thätigkeit und Ausdauer. Nach bestimmten Nachrichten hat er sich nach den Oasen geflüchtet; ich werde Friant hinsenden."

„Ihr habt jetzt," fuhr er zu Renouard fort, „eine geraume Zeit Gelegenheit gehabt, Euch von dem Zustande Oberägyptens, dem Schauplatze unserer Thätigkeit, zu überzeugen. Kehrt daher zur Armee nach Syrien zurück und berichtet Bonaparte von dem, was Ihr gesehen. Sagt ihm, daß die Division Desaix sich fortwährend bestreben werde, seiner und Frankreichs würdig zu sein."

Renouard ward entlassen und traf seine Vorkehrungen zur Rückkehr zur Hauptarmee.

Von den Sorgen des nahen Kriegs befreit, widmete sich Desaix ganz der Verwaltung. Er theilte Oberägypten in zwei Provinzen, regierte die eine von Schint aus und übertrug die andere dem General Belliard. Er unternahm häufige Reisen durch die Ortschaften, um mit den Scheiks und den Einwohnern die Arbeiten an den Canälen und Dämmen zu ordnen, Verbesserungspläne zu verabreden und die Vortheile des Landmanns mit denen der Regierung in Uebereinstimmung zu bringen. Die Fellahs gingen friedlich ihren Feldarbeiten nach und brachten den Soldaten, deren freundschaftliche Haltung ihnen Vertranen einflößte, Erfrischungen. Durch Anregung und Vermittelung des französischen Einflusses brachten es auch die Ortschaften unter sich dahin, den barbarischen Gebrauch der Blutrache abzuschaffen. Sie unterwarfen sich der Gerechtigkeitspflege der Franzosen. Der Handel begann aufzublühen. Oberägypten stellte das Bild eines einer civilisirten Regierung ergebenen Volkes dar. Es scheint, sprachen die Aegypter, vie Zeit des fürstlichen Scheik Amman ist wiedergekommen. Dieser Amman war ein mächtiger Araber, dessen Gerechtigkeitsliebe noch heute im Munde des Volkes lebt. Bonaparte hieß bei ihnen der große Sultan und Desaix der gerechte Sultan.

Auch General Belliard zeigte bei der Verwaltung nicht geringere Geschicklichkeit denn als Feldherr. Er leitete die Bewässerungen und ermunterte den Landbau. Er war Ackerbauverständiger, Gouverneur, Feldherr, gefürchtet und geehrt.

Neuntes Kapitel.

Bereits vierzig Tage sind es, daß der Heldenmuth der französischen Bataillone gegen die Wälle von St. Jean d'Acre stürmt, daß die französische Artillerie ihre Munition verschwendet. Trotz der zahlreichen Stürme und der mehrfachen Breschen haben die Belagerer noch keinen Schritt Terrain gewonnen. Die von Philippeaux geleitete Vertheidigung macht alle Anstrengungen der Belagerer zu nichte.

Endlich langt das heißersehnte Belagerungsgeschütz an, daß sogleich in die Breschebatterien geschafft wird. Ein erderschütterndes Feuer beginnt, das hauptsächlich gegen einen Thurm gerichtet ist, dessen Eroberung den Eingang zur Stadt allein möglich macht, und der schon mehreren hundert Braven das Leben gekostet. Außerdem beschießt man die Außenwerke der Festung.

Nach mehrstündiger, unausgesetzter Kanonade stürzt der Thurm zusammen. Auch das feindliche Geschütz wird zum Schweigen gebracht. Einsehend, daß sie ihre Mauern nicht länger mit Geschütz vertheidigen können, beschränken sich die Belagerten, ihre Laufgräben festzuhalten.

Gegen Abend erhalten ein Viertelhundert französischer Krieger Befehl, sich im Thurme festzusetzen. Es gelingt; aber sogleich stürzen die Türken aus den Laufgräben hervor und zwingen die Franzosen, welche die Schwierigkeit, aus dem Thurme in die Stadt zu dringen, jetzt erkennen, sich zurückzuziehen. In demselben Augenblicke hat der Feind von einer andern Seite einen starken Ausfall unternommen. Ihm werfen sich zwei Grenadiercompagnien entgegen, schneiden

eine ganze Abtheilung ab und stürzen Alles, was sich nicht unter die Kanonen der Festung zu retten vermag, in's Meer.

Obschon der oben erwähnte Thurm gänzlich in Trümmern liegt, so überzeugt sich Bonaparte, der Zeuge der außerordentlichen Anstrengungen seiner Soldaten gewesen ist, doch, daß es leichter sein müsse, von einem andern Punkte aus in die Stadt zu dringen.

Man verläßt den Unglücksthurm und errichtet weiter östlich die Breschbatterie, um, sobald die Bresche fertig, einen allgemeinen Sturm zu unternehmen. Mehrere Tage lang betreiben Belagerer und Belagerte ihre Angriffs- und Vertheidigungsanstalten mit allem Eifer. Der Feind treibt seine Werke kühn vor.

Bei den Franzosen tritt bei Außenbleiben der Munitionssendungen aus Aegypten Pulvermangel ein, so daß sie gezwungen sind, das Feuer einzustellen.

Da die Türken mit ihren Werken sehr weit vorgedrungen, so befahl Bonaparte einer Abtheilung Grenadiere, dieselben zu nehmen. Diesem Befehle zufolge stürzen die Franzosen in die Verschanzungen, hauen die Besatzung nieder und vernageln drei Geschütze; aber man kann sich nicht so lange halten, um die Werke gänzlich zu zerstören, weil das Feuer der Festung auf diesen Punkt sich richtet. Die Franzosen müssen weichen und die Türken besetzen die Verschanzungen von Neuem.

Den folgenden Morgen wälzt der Pascha neue Streitmassen aus der Festung, die zurückgeschlagen werden. Gegen Abend bemächtigt sich eine Abtheilung Türken einer französischen Mine; der Feind wird vertrieben, aber die Mine ist zerstört. Letzteres ist für die Franzosen um so unangenehmer, da die Mine hätte

gesprengt werden können, wenn das nöthige Pulver vorhanden gewesen wäre.

Bonaparte sieht sich hierdurch gezwungen, wieder zur Bresche bei dem Thurme zurückzukehren, weil dies jetzt der einzige Punkt bleibt, in die Stadt zu gelangen. Er befiehlt von Neuem, die Waffenplätze des Feindes, die Gräben, die er zur Bestreichung der Bresche aufgeworfen, zu nehmen und sich in den Werken, namentlich im Thurme, festzusetzen.

Eine Abtheilung der fünfundachtzigsten Halbbrigade setzt sich in Bewegung. Als sie bei dem feindlichen Posten anlangt, fällt ein breiter Blitz von der Mauer; das dunkle Glacis steht in Tageshelle. Die schwarzen Mörser röthen ihre Mündungen und speien Tod und Verderben. Bonaparte läßt seine Braven nicht sich bedenken. Er ruft ihnen zu: „Dankt es den Kanonen, die Euch Tag verschaffen.“ Die Krieger dringen mit übermenschlicher Anstrengung vor und bemächtigen sich der Waffenplätze. Da überschütten die Türken von den hohen Mauern herab, die alle Werke beherrschen, die Eingedrungenen mit einem so furchtbaren Feuer, daß alle heldenmäßige Aufopferung vergebens ist. Die Stürmenden sind nicht im Stande, sich zu halten und müssen in die Laufgräben zurück.

Einige Tage später erhebt sich Freudengeschrei im französischen Lager. Eine Anzahl Segel wird am Horizonte sichtbar. In demselben Augenblicke lichten sämmtliche vor Acre liegenden englischen Schiffe die Anker und stechen in See. Im französischen Heer verbreitet sich das Gerücht, jene Schiffe seien die zur Unterstützung der ägyptischen Expedition vom Directorium entsendete Flotte. Sie bringe Verstärkung und Munition. Sidney Smiths eilige Abfahrt bestärkt diese Meinung. Man glaubt, er sei entflohen,

um nicht der französischen Flotte in die Hände zu fallen.

Die Freude ist von kurzer Dauer. Bald gewahrt man, wie sich die beiden Flotten vereinigen und direct auf Saint Jean d'Acre zurückkehren. Was man für französische Schiffe gehalten, ist ein Convoi von dreißig türkischen Fahrzeugen, das von der Insel Rhodus kommt und den Belagerten bedeutende Verstärkung an Mannschaft, Munition und Lebensmitteln zuführt.

Bonaparte berechnet, daß in Folge des widrigen Windes diese Verstärkung unter sechs Stunden nicht an's Land gesetzt werden kann. Er fühlt, daß noch im Laufe des Tages das Schicksal des ganzen Feldzugs, das in Saint Jean d'Acre ruht, entschieden werden muß. Er will die Spanne Zeit, die ihm zugemessen, benutzen.

Mit einem Male stehen sämmtliche französische Batterien in Feuer und Flammen. Vermittelst eines Vierundzwanzigpfünders wird ein Stück Mauer zur Rechten des unglücksschwangern Thurms eingeworfen.

Alle Trommeln im französischen Lager wirbeln Sturm. Bonaparte, umgeben von Berthier, Eugen, Murat, Duroc, Arrighi, Reynier, Lannes, Bessieres und andern gefeierten Namen der Kriegsgeschichte, dringt persönlich bis zur Bresche vor. Er findet sie gangbar und befiehlt den Sturm, in der Hoffnung, noch vor Ankunft der feindlichen Flotte sich der Stadt zu bemächtigen.

Abermals dringen die französischen Colonnen vor; an ihrer Spitze die Generale Vial, Rampon und Bon. Nichts vermag ihnen diesmal zu widerstehen. Der Angriff ist furchtbar. Gleich Vulkanen speien die türkischen Batterien, einen verheerenden Kugelregen

entsendend. Nichts vermag die Stürmenden zu erschüttern. Die feindlichen Außenwerke und Waffenplätze werden genommen, die Kanonen vernagelt, Fahnen genommen und unter allgemeinem Sturmgebrüll über Trümmer und Leichen wird die Mauer erstiegen.

Der Fall von Saint Jean d'Acre, dieses Schlüssels zum Orient, ist so gut wie entschieden. Da, im Augenblicke der höchsten Gefahr, erscheint Sir Sidney Smith mit einer Abtheilung englischer Seeleute bei dem verhängnißvollen Thurme. Er vereinigt sich mit einer Anzahl tapferen Türken und vertheidigt die Bresche. Die Thurmtrümmer und Haufen der Erschlagenen, welche die kämpfenden Schaaren trennen, dienen als Brustwehr. Die Läufe der Flinten berühren sich, die Schaftspitzen der Standarten lehnen an einander. Es entbrennt ein Kampf, furchtbarer, blutiger denn je. Gleichwohl gelingt es Sidney Smith's Heldenmuthe, die Stürmenden aufzuhalten. Die Nacht bricht ein; die Franzosen werden genöthigt, im Thurme sich zu verschanzen, um den Tag abzuwarten.

Während der Nacht langt die helfende Flotte im Hafen von Acre an und setzt ihre Verstärkungen an's Land. Die frischen Truppen werden augenblicklich auf den verschiedenen Posten der Stadt vertheilt. Eins der angelangten Regimenter thut sofort einen Ausfall, wird aber zurückgeworfen.

Da Bonaparte es jetzt für nothwendig hält, auch sein Belagerungsheer zu verstärken, um den vermehrten Kräften des Feindes die Wage halten zu können, so entsendet er den Befehl an Kleber, das Lager von Nazareth abzubrechen und mit seiner Division die Belagerungsarmee von Acre zu verstärken. Junot bekommt den Auftrag, den Jordan zu beobachten.

Am folgenden Tage erhält die Division Lannes

den Befehl, zu stürmen. Diese rückt unter dem Vormarsch ihrer Grenadiere, welche der General Rambault befehligt, gegen die Mauern. Die andern Divisionen stehen in Angriffscolonnen bereit. Sie haben den Befehl, sich in die äußersten Waffenplätze des Feindes zu werfen. Die den Thurm besetzt haltenden Franzosen decken die Bresche durch fortwährendes Feuer, um die Türken von deren Vertheidigung abzuhalten.

Unter donnerähnlichem „vive la republique!" stürzt sich die Division Lannes auf die Werke und ersteigt den Wall. Die dichtgedrängten Schaaren der Syrer, Mameluden, Türken und Albanesen, angefeuert durch die Wuth des Schlächterpascha's und geleitet von einem Sidney Smith, leisten den außerordentlichsten Widerstand. Blutlechzend schwingen sie mit wildem Geschrei ihre flammenden und blitzenden Handschars, Messer, Dolche und Damascener.

Kaum zurückgedrängt, wogt die bunte Masse sogleich wieder vor. Da endlich concentrirt der tapfere General Rambault seine Grenadiere zu einem gewaltigen Schlage; er durchbricht die Feinde und dringt siegend in Saint Jean d'Acre ein.

Ein allgemeines Victoria erschallt durch die Reihen der Franzosen. Auch Rambault's Schaar erhebt ein Freudengeschrei; aber indem sie voll Vertrauen in den engen Straßen vorrückt, sieht sie sich plötzlich von einer neuen Verschanzung aufgehalten, die Philippeaux hinter der alten Mauer hat errichten lassen.

Durch eine nicht ganz pünktliche Befolgung von Bonaparte's Befehlen geschieht es, daß die in die Stadt eingedrungenen Franzosen nicht gehörig unterstützt werden. Den Türken gelingt es, von einer andern Seite her der Bresche sich zu bemächtigen. Die Division Lannes weicht einen Augenblick zurück.

In diesem Augenblicke befiehlt Bonaparte, welcher seit Beginn des Sturmes mit seinen Guiden im Laufgraben hält, daß Letztere gegen die Bresche vorrücken. Ihre Ankunft entflammt die Stürmenden mit neuem Muthe. Ein neuer, furchtbarer Kampf erhebt sich. Nichtsdestoweniger behaupten die Türken die Bresche.

General Rambault setzt indeß mit seiner Handvoll Tapfern den Kampf an den neuen Verschanzungen und in den verrammelten Straßen hartnäckig fort. Das Geschrei der Weiber, die megärenartig die Straßen durchirren und die Männer zum Kampfe entflammen, während sie ihrer Gewohnheit gemäß Sand in die Luft werfen; das siedende Oel, das brennende Pech, das man in großen Massen von Zinnen und Dächern auf die Franzosen herabschleudert, machen den Kampf zu einem der grausenvollsten.

Als Rambault gewahrt, daß er ganz ohne Unterstützung bleibt, zieht er sich nach der Bresche zurück. Hier angekommen, empfängt ihn das Feuer der Muselmänner. Abgeschnitten und jedes Rückzugsmittels beraubt, entschließen sich die Braven, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich den Türken zu ergeben. Rambault und der größte Theil der Seinigen fallen unter den feindlichen Klingen. Die Türken schneiden den Gefallenen sogleich die Köpfe ab und bringen sie dem Pascha, der für die blutigen Trophäen Geld austheilt.

Der Rest der französischen Schaar wirft sich in eine Moschee. Schon hat Djezzar Befehl gegeben, die Unglücklichen mit Kartätschen niederzuschießen, als Sidney Smith herbeieilt, die wenigen Braven durch eine Kapitulation zu seinen Gefangenen macht und ihnen auf diese Weise das Leben rettet.

Kampf und Sturm auf den drei Breschen, welche

von dem französischen Geschütze geschossen worden sind, wüthen ununterbrochen fort. Wiederholt werden die Belagerten hinter die Mauern zurückgeworfen; stets aber durch frische Truppen ersetzt, fallen sie die Stürmenden mit erneuter Wuth an, erobern die Breschen und stürzen die Gegner in die Laufgräben zurück. Auf rauchenden Trümmern, auf Haufen von Leichen schlagen sich die französischen Grenadiere Mann gegen Mann. Officiere und Generale kämpfen mit blanker Waffe inmitten des Gedränges und furchtbaren Getümmels. Lannes wird von einer Kugel schwer verwundet zu Boden gestreckt und kann nur mit Mühe von den Soldaten gerettet werden. Auch Duroc ist verwundet.

Abermals sinkt die Nacht herab. Die zum Tode ermatteten Franzosen kämpfen seit Tages Anbruch und noch immer ist Saint Jean d'Acre in feindlicher Gewalt. Trommelton ruft die Stürmenden in's Lager.

Auf das fürchterliche Kanonen- und Kleingewehrfeuer, auf das Kampf- und Sturmgebrüll während des Tages folgt mit der schattenden Nacht ein Todtenschweigen. Von den riesenhaften Kämpfen ermattet, ist Feind und Freund in tiefen Schlummer gesunken. Der mit nassen Wolkenvorhängen bedeckte Himmel hüllt Meer und Land in ein undurchdringliches Dunkel. Nirgend ist ein Licht zu erblicken. Vom Libanongebirge weht der Sturm in Unheil verkündenden Tönen.

Alles schläft, nur Bonaparte wacht. Bei dem Scheine der Lampe sitzt er düstern Blicks vor dem Plane von Saint Jean d'Acre. Sein sorgenschweres Haupt ist auf die rechte Hand gestützt. Im dunkeln Hintergrunde des Zeltes ruht Bourrienne, sein Secretair, den Kopf schlaftrunken auf die Brust gesenkt.

„Bourrienne," unterbricht endlich Bonaparte das Schweigen, „den wie vielten des Floreals zählen wir?"

Der Secretair fährt aus seinem Halbschlummer empor.

„General, den sechzehnten."

„Und seit dem vierundzwanzigsten Pluviose liegen wir davor," fuhr der Feldherr fort, „ganzer fünf Decaden, ist so etwas erhört?"

„Ich opfere die besten Truppen meines Heeres," fuhr Bonaparte nach einer Pause fort, „und gleichwohl hängt an dem Besitze dieses Nestes das Schicksal des Orients. Acre's Fall ist der Zweck meines Feldzuges und Damaskus soll die Frucht sein."

Wieder eine Pause. Bonaparte's Blicke ruhen fortwährend auf dem Situationsplan der Festung.

„Gleichwohl," spricht er, „kann ich nicht zurück, ohne das Aeußerste versucht zu haben. Die Sachen sind zu weit vorgerückt. Wenn ich Acre erobere, finde ich Waffen für hunderttausend Mann. Ich empöre und waffne Syrien, welches über die Grausamkeit des Schlächters auf's Aeußerste gebracht ist. Ich ziehe nach Damaskus und Aleppo, verstärke mein Heer durch alle Unzufriedenen und verkünde dem Volke die Abschaffung der Knechtschaft."

Bonaparte's Pläne verlieren sich in's Unermeßliche.

„Mit bewaffneten Massen," fuhr er fort, „erscheine ich vor Constantinopel. Ich stürze das türkische Reich. Ich gründe im Orient ein neues großes Reich, das meinen Namen auf die Nachwelt bringen wird, und kehre vielleicht über Adrianopel und Wien, wenn ich das Haus Oesterreich vernichtet habe, nach Paris zurück."

Neue Pause.

„Wenn aber der letzte Sturm, den ich versuchen will, mißlingt, kehr' ich nach Aegypten zurück. Die

Zeit drängt. Mitte Juni muß ich in Cairo sein. Konstantinopel wird Truppen nach Alexandrien und Rosette schicken. Ich muß dort sein. Was die türkische Armee betrifft, die später zu Lande ankommen wird, so fürchte ich sie nicht. Ich lasse bis zur Wüste hin Alles verheeren; unter zwei Jahren soll keine Armee da existiren können. Sie kann unter Ruinen nicht leben."

Den folgenden Tag und die darauf folgende Nacht setzen die französischen Batterien ihr Feuer fort. Am dritten Tag beschließt Bonaparte einen abermaligen Sturm. Bereits Morgens zwei Uhr begibt er sich in die Laufgräben und trifft die erforderlichen Anstalten. Eine Bombe fällt zu seinen Füßen nieder. Im Augenblick werfen sich zwei Grenadiere über ihn und decken ihn mit ihrem Leibe. Der eine dieser Braven erlangt in der Folge einen hohen Rang. Es ist der bekannte General Dumesnil.

So wie der Tag graut, beginnt der Kampf von Neuem. Die Trommeln wirbeln; die Sturmcolonnen setzen sich in Bewegung. Der Divisionsgeneral Bon marschirt an ihrer Spitze. Bonaparte selbst geht bis an die Bresche vor, sucht die Soldaten durch sein Beispiel zu ermuthigen und bleibt eine Zeitlang dem heftigsten Feuer ausgesetzt. Unter einem Hagel von Kugeln und dem fortwährend schallenden Rufe: „vive la republique!" erklimmt man die Verschanzungen. Der Kampf entbrennt fürchterlicher denn je. Doch je mehr man Verschanzungen erobert, desto unübersteigbarere thürmen sich im Hintergrunde empor. Die verwegenste Tapferkeit scheitert. Von Kugeln durchbohrt stürzt der heldenmüthige Führer, der General Bon, und stirbt auf der Stelle.

Bonaparte gewahrt, wie er den Kern seiner Trup-

pen an diesen Bastionen verschwendet und ruft durch vollen Trommelschlag seine Krieger zurück. Still und finster, Wuth im Herzen, ziehen diese stolzen, sieggewohnten Schaaren abermals von den Mauern von Saint Jean d'Acre ab.

Nichtsdestoweniger feuern die französischen Batterien ununterbrochen.

Es ist Nachmittags vier Uhr. Abermals wirbeln die Trommeln. Es ist die Division Kleber, welche, von Nazareth kommend, in's Lager rückt. Kleber erscheint vor Bonaparte; mit ihm Abgesandte von der Division, welche um die Ehre bittet, die Bresche zu stürmen.

Erst nach einigem Widerstreben erlaubt Bonaparte den Sturm. Voll Vertrauen rückt die Division gegen die Mauern. Auf dem Glacis, welches die feindlichen Kugeln furchen, schreitet die Heldengestalt Kleber's seiner Schaar voran. Die Fluth der Krieger schwankt den Gräben zu.

Bonaparte, welcher der Bewegung folgt, will ein so theures Haupt, wie Kleber, nicht bei einem zweifelhaften Sturme wagen.

„Rufe den Divisionair zurück," spricht er zu Eugen Beauharnais, seinem Adjutanten, „der Brigadier Venoux soll seine Stelle ersetzen."

Als Venoux den Befehl erhält, spricht er zu seinem Freunde Murat: „Wenn Acre diesen Abend nicht genommen, so sei gewiß, daß Venoux todt ist."

Die kampfergrauten Bataillone Kleber's werfen sich auf die Redouten. Es entsteht ein Kampf, der alle früheren an Furchtbarkeit übertrifft. Wunder von Tapferkeit geschehen auf beiden Seiten. Die Erde bebt, die Mauern zittern. Bataillone auf Bataillone werfen sich gegen die Verschanzungen — Alles verge-

bens; trotz eines beispiellos kühnen Sturmes vermag auch die Division Kleber die verhängnißvollen Mauern von Saint Jean d'Acre nicht zu bewältigen und muß zurückgerufen werden. General Venoux, treu seinen Worten. liegt todt auf den Wällen.

Sechzig Tage lang hat die Belagerung von Saint Jean d'Acre gedauert. Nicht weniger denn acht verzweifelte Stürme haben die Belagerer unternommen, während eilf tapfere Ausfälle von der Hartnäckigkeit der Vertheidiger den vollgültigen Beweis geben. Die Franzosen haben einen Theil ihrer bravsten Leute vor diesen unbezwinglichen Mauern verloren. —

In der letztern Zeit hat sich ein neuer Feind im Lager gezeigt, der Hunger; und um das Unglück zu vollenden, bricht die Pest im Heere aus. Zu gleicher Zeit langen Unglücksbotschaften aus Aegypten an, welche die schleunigste Rückkehr Bonaparte's verlangen. Englische und türkische Flotten sind im Anzuge und drohen mit einer Landung; außerdem ist im Delta eine offene Empörung der Eingeborenen gegen die Franzosen ausgebrochen. Ein Fanatiker aus der Wüste Barka, welcher sich den Schein großer Heiligkeit zu verschaffen gewußt, ist aufgestanden, hat sich für einen Abgesandten Muhamed's ausgegeben, das Volk gegen die Ungläubigen aufgewiegelt und überall großen Anhang gefunden. Das ganze Delta hallt wieder von Wuth- und Rachegeschrei.

Unter solchen Umständen sieht sich Bonaparte, mit blutendem Herzen, gezwungen, die Belagerung von Saint Jean d'Acre aufzuheben. An den Mauern dieser unscheinbaren Feste scheiterten alle seine großen Pläne gegen das Morgenland.

Zehntes Kapitel.

Eine meilenbreite Feuersäule, von Saint Jean d'Acre bis zur Wüste, folgte verheerend dem französischen Heere von Syrien nach Aegypten. So weit das Auge reichte, wirbelten Flammen und Dampf zu dem wolkenlosen Himmel. Städte, Dörfer, Wälder, Getraidefluren zerstäubten in Asche. Einem nachfolgenden Heere alle Subsistenzmittel zu rauben, schufen die Krieger des Abendlandes den fruchtbarsten Landstrich auf Erden auf Jahre zur Wüste.

Camille Renouard, der das gefährliche, aber ehrende Commando überkommen, eine Abtheilung Pestkranke zu escortiren, hatte unter namenlosen Beschwerden El-Arisch, welches auf der Grenze zwischen Syrien und Aegypten hart am Meere gelegen, erreicht. Auch auf diesem beschwerlichen Zuge war Nurmahal, sein treuer Begleiter, ihm stets zur Seite und hatte alle Strapazen und Entbehrungen mit bewunderswürdiger Geduld getragen.

Bei einem uralten koptischen Kloster ward Halt gemacht. Während man Anstalt traf, die Kranken für die bevorstehende Nacht unterzubringen, eilte Nurmahal, nur von einem Soldaten begleitet, nach dem nahen Meeresufer, um für den geliebten Herrn einige Fische zur Abendmahlzeit zu fangen.

Die Sonne war in den blauen Wellen des Mittelmeeres untergegangen; ihr Rosaschein bedeckte den Abendhimmel, als die beiden Wanderer am Strande anlangten. Rings herrschte tiefe Stille, selbst das leise Flüstern der Wellen am Ufer störte die feierliche Abendruhe nicht.

Plötzlig blieb Nurmahal stehen und schaute, die Hand vor den Augen, nach der glatten, blauen Meeresfläche hinaus.

„Schau 'mal jenes Schiff, François," sprach er zu seinem Begleiter, „es scheint sich der Küste zu nähern; erkennst Du die Flagge?"

„Trügt mich nicht Alles, ist es die englische," erwiederte der Gefragte.

„Sie wird doch nicht eine Landung beabsichtigen? Wir müssen auf unserer Hut sein."

„Den verwegenen Rothröcken ist Alles zuzutrauen," meinte François; „seit unserm Abzuge von dem vermaledeiten Acre ist ihnen der Kamm außerordentlich geschwollen. Doch die Fregatte scheint wieder die hohe See zu suchen."

„Still," mahnte Nurmahal, „ich höre Stimmen."

Mit diesen Worten schlich er leise einem nahgelegenen Felsen zu, welcher einen Theil des Ufers den Blicken verbarg. Er kletterte vorsichtig den Fels empor und konnte den Strand nach allen Seiten übersehen. Da saßen, kaum zwanzig Schritt unter ihm, den Rücken den Felsen zugewandt, zwei Männer im angelegentlichen Gespräche. Sie glaubten sich unbelauscht, und sprachen ziemlich verstehbar mit einander. Bei der Stille des Abends entging dem lauschenden Nurmahal fast kein Wort von der Unterredung.

„Wenn Sidney Smith fünfhundert Mann wagt," sprach der eine der Männer, „so setze ich meinen Kopf zum Pfande, El-Arisch ist unser. Die feindliche Besatzung beträgt funfzig Mann. Der so eben angelangte Krankentransport mit der geringen Escorte ist nicht der Rede werth. Der Augenblick ist günstig und muß benutzt werden. Allem Anschein nach wird Bonaparte, so wie es ihm irgend möglich, El-Arisch stark

besetzen. Der Punkt ist für ihn von zu großer Wichtigkeit. Wir müssen ihm das Prävenire spielen."

Der Sprecher wandte jetzt sein Gesicht; aber wer beschreibt Nurmahal's Schrecken, als er den Ritter Lacoste erkannte, welcher ihm seit Alexandrien ganz aus dem Gesichte gekommen war.

Wo möglich noch geräuschloser, als er den Felsen hinaufgeklettert, klimmte Nurmahal, nachdem er mit zurückgehaltenem Athem noch eine Zeit lang die dunkeln Pläne der Verräther belauscht, wieder herab; er winkte François zu folgen und eilte, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, nach dem koptischen Kloster, wo Renouard eben die erforderlichen Vorkehrungen traf, die Kranken unterzubringen.

Der getreue Bote berichtete athemlos die Entdeckung, die er gemacht, wodurch Renouard in nicht geringe Verwunderung und Besorgniß versetzt ward. Er verlor jedoch Ruhe und Geistesgegenwart nicht, sondern schrieb an den Kapitain Lecerf, welcher die nächste mobile Colonne befehligte und am andern Vormittage vor El-Arisch eintreffen mußte. Darauf ließ er einen des Landes und des Weges kundigen, treuergebenen Araber zu sich rufen.

„Nimm das schnellste Dromedar," sprach er, „reite ununterbrochen gegen Morgen bis zum Brunnen Bekir. Dort wirst Du Waffenbrüder finden. Binnen zwei Stunden muß dieser Brief in den Händen ihres Führers sein. Du wirst Dich dann sofort an ihre Spitze stellen und sie auf dem geradesten Wege hierher bringen. Hundert Piaster sind Dein Lohn, wenn Du vor der Morgenröthe mit ihnen zu El-Arisch bist."

Der Araber gelobte die möglichste Schnelle und war binnen wenigen Minuten in der Wüste verschwunden.

Jetzt entsandte Renouard Kundschafter nach mehreren Punkten der Küste, während er selbst sechs entschlossene Grenadiere auswählte, die ihn begleiten mußten. Unter Nurmahal's Führung begab man sich in möglichster Stille nach jenem Orte, wo der Verräther Lacoste sich hatte blicken lassen. Man umging die Stelle von mehreren Seiten, um seines Fanges so gewiß wie möglich zu sein; aber vergebens blieben alle Nachforschungen, nur in weiter Entfernung auf der See erblickte man ein Boot, welches mehrere Personen bei dem englischen Kriegsschiffe an Bord setzte.

Renouard, nachdem er mehrere Posten zur Bewachung der Küste zurückgelassen, begab sich zu dem Kapitain, welcher die schwache Besatzung von El-Arisch commandirte und theilte ihm die bevorstehende Gefahr mit. Man traf in Gemeinschaft alle Vertheidigungsanstalten, um für den Fall eines Angriffs wenigstens so lange Widerstand leisten zu können, bis Lecerf mit Verstärkung herbeieile.

Als die Nacht herabgesunken, unternahm Renouard in Begleitung Nurmahal's und mehreren Bewaffneten eine abermalige Küstenwanderung. Das Rauschen der Wellen, die sich an dem steinigen Ufer brachen, war jetzt vernehmbarer. Ein leichter Wind wehte vom Meere her. Wolken bedeckten den Himmel.

„Hast Du Dich auch nicht getäuscht," sprach Camille zu Nurmahal, „als Du den Chevalier zu erkennen glaubtest?"

„Gewiß nicht," betheuerte der Knabe, „seine markirten Gesichtszüge vergißt man so leicht nicht wieder."

„Es ist wahr," gestand Renouard, „verdächtig ist mir dieser Mann immer erschienen; doch liegt es nicht in meinem Charakter, Jemanden eines so großen Verbrechens für schuldig zu halten, bevor

nicht die entschiedensten Beweise in meinen Händen sind."

Nachdem man ein großes Stück die Küste entlang gegangen und Nichts entdeckt, was hätte Verdacht erwecken können, kehrte Renouard ziemlich beruhigt nach dem Kloster zurück, untersuchte nochmals die Wachen, empfahl die strengste Wachsamkeit und begab sich zur Ruhe.

Bald umhüllte tiefe Stille die unförmlichen Steinmassen des Klosters. Nur der Nachtwind spielte einsam in den Gipfeln der alten Cypressen und Pinien, welche die schwarzen Mauern umarmten. Die wenigen Lichter, die von El-Arisch herübergeschimmert, waren längst erloschen. Eine Stunde der Nacht nach der andern ging vorüber. Von Zeit zu Zeit erhob die Glocke der Klosteruhr ihre Stimme.

Plötzlich vernahm der Posten am Klostergarten eilende Fußtritte. Eine Gestalt die im gestreckten Laufe daher kam, ward sichtbar. Es war der französische Posten, welcher landeinwärts Wache gestanden. Er gab sich auf den Anruf zu erkennen und berichtete, daß Beduinen oder arabische Reiterei im Anzuge seien. Er habe mit dem Ohr auf der Erde den Huftritt zahlreicher Rosse vernommen. Wahrscheinlich beabsichtigten die feindlich gesinnten Scheiks der Umgegend einen Ueberfall.

Sogleich zog der Posten am Klostergarten die Signalschelle und nach wenig Minuten war das Kloster in Allarm. Wer Waffen zu tragen vermochte, machte sich kampffertig.

Es währte nicht lange, als ein zweiter Posten athemlos die Nachricht brachte, daß in nicht gar zu geringer Entfernung Cavallerie vorüberziehe, welche den Weg nach El-Arisch einschlage.

„Sollte es die Avantgarde einer französischen Colonne sein?“ frug sich Renouard, und sendete sogleich Dragoner auf Kundschaft aus.

Plötzlich hallten mehrere Schüsse aus der Gegend von El=Arisch her und fast in demselben Augenblicke stieg eine Feuersäule empor, welche die Gegend weit und breit umher erleuchtete. Es unterlag keinem Zweifel, daß es ein feindlicher Angriff sei.

Renouard überlegte einen Augenblick, ob er mit seiner wenigen Mannschaft das Kloster verlassen und seinen angegriffenen Landsleuten zu Hülfe eilen sollte, als ein abermaliger Unheil verkündender Bote anlangte. Er war der äußerste Posten vom Meeresstrande. Seiner Aussage zufolge war ein Detachement europäischer Truppen, die in einiger Entfernung gelandet, im Anzuge.

„Das sind die Engländer unter Anführung des Verräthers Lacoste!“ rief Nurmahal.

Jetzt mußte Renouard auf seine eigene Vertheidigung bedacht sein. Er beschloß, sich im Kloster so lange zu vertheidigen, bis Lecerf zum Entsatz herbeieile. Von dem Capitain Lenoir, welcher zu El=Arisch commandirte und dem er die Nachricht von Hülfe mitgetheilt hatte, hoffte er gleichfalls, daß er im Stande sein werde, den feindlichen Angriffen wenigstens einige Stunden lang widerstehen zu können. Binnen dieser Zeit mußte Unterstützung und Rettung da sein.

Allahgeschrei tönte plötzlich durch die Nacht. Die Flintenschüsse folgten sich zahlreicher. Immer drohender loderten die Flammen zum Nachthimmel empor. Der Feind hatte einige nahe bei El=Arisch gelegene Häuser in Brand gesteckt. Es war ein furchtbar schönes Nachtstück. Die rothen Gluthen beleuchteten zahlreiche Schwärme Beduinen, welche, von Mame=

lucken geführt, gegen die schwache Befestigung von El-Arisch vordrangen. Bald langte auch arabisches Fußvolk an. Dieser wohlberechnete Zeitpunkt des Angriffes, sowie die Uebereinstimmung desselben mit dem Heranrücken englischer Streitkräfte, ließ keinen Zweifel aufkommen, daß gegenseitige Verabredung stattgefunden hatte.

Die Engländer, aus einigen hundert Mann bestehend, nahten sich, in der Hoffnung, das Kloster zu überrumpeln, so geräuschlos wie möglich. Erst als sie ganz nahe heran, brachen sie stürmend hervor und stürzten gegen den Eingang des Klosters. Von einem wohlberechneten Feuer empfangen, wichen sie zurück und versuchten einen Angriff von Seiten des Gartens, wo hohe gothische Fenster eine Ersteigung erleichterten.

Wer im Kloster ein Gewehr abzufeuern vermochte, ward von Renouard an ein Fenster oder eine Maueröffnung gestellt. Durch diese mit Kraft geführte Vertheidigung erlitten die Britten namhafte Verluste, so daß der englische Befehlshaber endlich es gerathen fand, von der Eroberung des Klosters abzustehen.

„Soll ich an diesem Steinklumpen unnütz meine Leute opfern?" sprach er zu dem Chevalier Lacoste, der sich an seiner Seite befand; „El-Arisch ist die Hauptsache; sobald dieses in unsern Händen, muß das Kloster von selbst fallen. Ich werde daher lieber den braven Arabern zu Hülfe ziehen, welche, wie die Flammen dort zeigen, schon einen guten Anfang gemacht haben."

Lacoste, der in Erfahrung gebracht, daß Renouard im Kloster commandire, bot seine ganze Beredtsamkeit auf, den Capitain Inglis zu bewegen, wenigstens noch einen Sturm zu wagen.

„Ein englischer Edelmann," sprach er, „wird nicht vor solch' einem Mönchsneste zurückweichen. Es könnte ihm in der Folge übel gedeutet werden."

„Was ich thue, weiß ich zu verantworten," erwiederte Sir Inglis trocken.

„Laßt den Belagerten wenigstens eine Capitulation anbieten," rieth Lacoste.

Da der Engländer hier nichts dagegen hatte, erschien ein englischer Parlamentair an der Hauptpforte, der zur Uebergabe aufforderte. Renouard war, wie vorauszusehen, weit entfernt, dieser Aufforderung zu entsprechen. Der Abgesandte kehrte unverrichteter Sache zurück.

„Nur einen einzigen Angriff," beschwor Lacoste, „er muß glücken, die Belagerten bestehen meist aus Kranken."

„Wohlan," erwiederte der edelherzige Inglis, „Kranken ist Ruhe zu gönnen; auf, nach El-Arisch!"

Die Signalisten riefen die Compagnien zusammen. Man stand im Begriff nach El-Arisch aufzubrechen; als von daher ein wildes Geschrei vernehmbar ward. Ein rothes Fackelmeer wälzte sich den Engländern entgegen. El-Arisch war der Uebermacht bereits erlegen, und eine große Schaar der Sieger, mit zahllosen Feuerbränden bewaffnet, zog zum Kloster, um den Europäern bei der Erstürmung hülfreiche Hand zu leisten.

Wie Sir Inglis von der Einnahme von El-Arisch Kunde erhalten, sandte er einen Theil seiner Truppen dahin, um das Fort in Besitz zu nehmen und die Gefangenen vor den Gewaltthätigkeiten der Araber zu schützen. Er selbst kehrte mit den Uebrigen und den angelangten Muhamedanern zum Kloster zurück, dessen letzte Stunde geschlagen hatte.

Wie ein Heer Höllengeister stürmte die entfesselte

Horde mit Geheul und Gebrüll, in den Fäusten die flammenden und glühenden Feuerbrände schwingend, gegen das Kloster. Dieser Ort des Friedens, der stets in tiefer Einsamkeit geruht hatte, ward ein Schauplatz des wildesten Gefechts.

Bevor Inglis einen neuen Angriff erlaubte, entsandte er nochmals eine Aufforderung zur Uebergabe an Renouard, die jedoch denselben Erfolg der früheren hatte.

Jetzt begann der Sturm. Eine Rotte losgelassener Tiger stürzten die Araber von allen Seiten gegen das alterthümliche Gebäude. Mehre führten Leitern mit sich, auf welchen sie die hochangebrachten Fenster und Luftlucken zu erreichen suchten. Andere bestrebten sich, die mit Eisen beschlagenen Pfosten des Hauptthores zu sprengen. Weit in die Nacht hinaus schallten die Schläge der Aexte und Beile.

Mit einem Heldenmuthe, welcher dem französischen Namen zum Ruhme gereichte, vertheidigten sich die Belagerten. Renouard floh wie der Blitz umher, zum braven Aushalten ermunternd, da der sehnlich erwartete Succurs jeden Augenblick eintreffen konnte.

Selten hat es ein malerischeres Nachtstück gegeben. Weithin leuchteten die Feuerbrände; die wilden Gesichter, die phantastischen Trachten der Afrikaner, im Hintergrunde die rothen Uniformen der Engländer.

Indeß mit welcher Wuth das arabische Gesindel gegen das Kloster andrang, wurde die Vertheidigung doch mit solcher Umsicht und Beharrlichkeit geleitet, daß die Stürmenden wiederholt mit Verlust zurückgetrieben wurden.

Jetzt ließ Sir Inglis seine Engländer anrücken. Sie griffen mit großer Bravour und Kaltblütigkeit an; aber auch ihnen gelang es, trotz eines sehr hart=

näckigen Kampfes, nicht, in das Gebäude einzudringen. Die eisenbeschlagene Klosterpforte, wie gewaltsam auch derselben mit Balken und Aexten zugesetzt wurde, wich und wankte nicht.

Lacoste eilte umher, ermunterte die Zurückweichenden zu neuen Angriffen, und versprach Demjenigen, der zuerst durch das zertrümmerte Thor in's Kloster dringen würde, eine namhafte Belohnung.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde schaute der unermüdliche Renouard nach seiner Uhr. Nie in seinem Leben waren ihm die Stunden langsamer dahingeschlichen. Währenddeß langten immer neue afrikanische Schaaren von El-Arisch an, so daß nach Verlauf von zwei Stunden eine sehr bedeutende Macht vor dem rings von Feuerbränden umleuchteten Kloster versammelt war.

Abermals ließ Sir Inglis zur Uebergabe auffordern. Renouard, da er einsah, daß man sich nicht mehr lange werde halten können und da auch die Munition zu Ende ging, rief die beiden unter ihm dienenden Officiere so wie die erfahrensten Grenadiere zu einem Kriegsrathe zusammen. Es kam die Frage zur Verhandlung, ob man capituliren solle oder nicht.

Ein alter Grenadier, als er befragt wurde, ließ sich also vernehmen:

„Für das Capituliren bin ich nicht, aus dem einfachen Grunde, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß, wo wir Franzosen mit dem nichtsnutzigen, arabischen Gesindel capitulirten, in der Regel caput gingen. Diesmal sind zwar die Rothröcke dabei; aber die Afrikaner sind zu unverschämt stark, als daß es den Engländern gelingen dürfte, uns vor dem Kopfabschneiden zu bewahren. Darum halte ich das Eine besser wie das Andere, wir bestehen auf unsern Köpfen, die-

weil wir noch im Besitz derselben sind, und vertheidigen uns so lange als möglich; vielleicht daß doch Rettung kommt; bei den zahlreichen, leuchtenden Bränden kann Lecerf den nächsten Weg gar nicht verfehlen."

„Der alte Saint Vincent hat Recht," sprachen die Andern, „wir vertheidigen uns, so lange eine Aussicht auf Ersatz vorhanden."

Dem Parlamentair ward abermals eine abschlägliche Antwort zu Theil und ein Jeder begab sich auf seinen Posten.

Solche Hartnäckigkeit schien selbst den Sir Inglis aus seiner Ruhe zu bringen.

„Wohlan," rief er nicht ohne Heftigkeit, „wer nicht hört, mag fühlen; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Seesoldaten, thut Eure Schuldigkeit!"

Das Kloster ward mit verdoppelter Heftigkeit angegriffen und in demselben Grade vertheidigt.

Sir Inglis stand in einiger Entfernung, von wo er die Angriffe leitete, und schien nicht ohne Wohlbehagen dem Kampfe zuzuschauen. Diese heldenmäßige Vertheidigung gefiel seinem ritterlichen Sinne.

„Das muß ein prächtiger Kerl sein," sprach er, sich eine Prise nehmend, „der in diesem Neste commandirt. Er verdiente von der Sonne Altenglands ausgebrütet worden zu sein."

Lacoste trat zu ihm.

„Der Feind," sprach er, „hat es wiederholt auf den Sturm ankommen lassen. Nach den Kriegsgesetzen ist ihm kein Pardon mehr zu bewilligen."

„Laßt das meine Sorge sein," versetzte Sir Inglis mit Ruhe.

„Die blutdürstigen Afrikaner werden aber nicht zurückzuhalten sein," bemerkte der Chevalier.

„Macht Euch keine Sorge,“ erwiederte der Britte, „ich weiß mit diesen Bestien umzugehen und ihnen allenfalls Respect beizubringen. Wenn die heldenhaften Vertheidiger den jetzigen Sturm aushalten, werde ich ihnen nochmals die ehrenvollste Capitulation anbieten und wehe dem, der ihnen ein Haar krümmt.“

„Eure Humanität verdient Bewunderung,“ sprach Lacoste giftig.

„Ich handle gegen diese Helden nur wie sie gegen mich handeln würden; von einer Bewunderung kann nicht die Rede sein.“

Die englischen Trommeln und Hörner riefen zum Angriff. Mit wildem Gebrüll stürmten die Araber herbei. Von Neuem arbeiteten die Aexte und weithin schallten die Schläge an der Pforte, deren Pfosten allmälig zu wanken begannen.

Der Chevalier Lacoste, welcher den Angriff gegen das Hauptthor leitete, that das Möglichste, um den Eingang zu erzwingen. Nicht mit Unrecht fürchtete er bei Sir Inglis ehrenwerthem Charakter, daß, wenn man diesmal das Kloster nicht erobere, der Besatzung der ehrenvollste Abzug gesichert sei.

Immer gewaltiger krachten die Schläge gegen das Thor, immer mehr wankten die Pfosten; endlich hörte ihr Widerstand auf und sie brachen unter dumpfem Krachen zusammen. Allgemeines Siegesgeschrei begleitete den Fall dieses hartnäckigen Bollwerkes. Indeß war mit dem Zusammenstürzen des Thores der Eingang nichtsweniger als erobert. Die Belagerer hatten sich hinter den zusammengebrochenen Pforten auf das unnahbarste verbarricadirt.

Nachdem der Chevalier sich überzeugt, daß trotzdem das Kloster in Kurzem genommen werden würde, zog er sich etwas zurück und winkte einigen Arabern.

„Wer mir von Euch," sprach er, nachdem er sich unbelauscht glaubte, „den Kopf des feindlichen Anführers bringt, dem zahle ich auf der Stelle funfzig Goldstücke; dieser Giaur ist allein Schuld, daß von den Unsrigen so viele brave Männer getödtet worden sind."

Den Arabern leuchtete der bedeutende Preis hauptsächlich ein. Sie betheuerten, daß ihnen der feindliche Aga nicht entgehen solle.

„So dürfte ich den widerwärtigen Menschen und Nebenbuhler endlich los werden," sprach Lacoste für sich; „er trägt allein die Schuld, daß ich nicht längst nach Saint Maurice zurückgekehrt bin und mir den Preis für die zerstörte Flotte ausgebeten habe. Was würde es mir nützen, so lange dieser Renouard am Leben. Nur über seine Leiche führt der Weg zum Brautgemach der lieblichen Clemence."

Während der Chevalier diesen düstern Mordgedanken nachhing, lag in der Kapelle des Klosters, die nur sparsam durch das einsame Licht der ewigen Lampe erhellt ward, Nurmahal vor dem Bilde seines Erlösers und flehte mit aller Macht seines Herzens um Rettung für Camille.

Flintenschüsse und Kampfgetümmel drangen bis in das Heiligthum; aber je tobender das Gebrüll der Stürmenden, desto ruhiger wird es in der Brust des betenden Knaben. Erhaben und wunderbar gestärkt stand er auf und eilte wohlbewaffnet nach dem Hauptttummelplatze des Kampfes. Dichter, erstickender Dampf quoll ihm entgegen. Verwundete wurden vorüber getragen.

Als Nurmahal bis zu dem Gange vorgedrungen war, welcher nach dem Hauptthore führte, ward der Dampf, der sich ihm entgegenwälzte, immer gewaltiger,

und mit Entsetzen gewahrte der Knabe, wie der Feind die Barrikade, hinter welcher sich die Franzosen so tapfer vertheidigten, in Brand gesteckt habe.

Renouard, der sich vor Hitze nicht länger zu halten vermochte, zog sich mit seiner geringen Mannschaft erschöpft zurück.

„Mit Menschen vermögen wir zu kämpfen,“ sprach er, „aber nicht mit Flammen. Wir wollen uns durchschlagen und die Wüste zu gewinnen suchen.“

„Das ist bald gesagt, Capitain,“ erwiederte einer der Grenadiere, „wenn wir nur erst das brennende Nest im Rücken hätten.“

„Wir müssen uns durchschlagen,“ wiederholte Renouard, „das ist das einzige Mittel, unsern Kranken vielleicht das Leben zu retten. Wenn wir fortfahren, das Kloster zu vertheidigen, werfen die Barbaren noch mehr Brände herein und verwandeln das Gebäude in einen Aschenhaufen.“

„So folgt mir,“ sprach hervorspringend Nurmahal, „als ich vorhin in der Kapelle war, hab' ich einen verborgenen Gang entdeckt, der uns in's Freie führt.“ —

„Mein rettender Engel,“ rief Renouard, den Knaben umarmend, „wie vielmal soll ich Dir mein Leben verdanken?“

Da nach Zertrümmerung des Hauptthores und bei dem Brande der Barrikade an eine Vertheidigung des Klosters nicht länger zu denken war, so rief Renouard die zeitherigen Vertheidiger zusammen und man folgte Nurmahal, welcher die kleine Schaar nach dem verborgenen Gange führte. Da wegen des Feuers die Stürmenden nicht sogleich zu folgen vermochten, so erreichten die Franzosen einen ziemlichen Vorsprung.

Die Engländer und Araber erkannten aus der

schwächer werdenden Vertheidigung, die endlich ganz aufhörte, daß sich die Belagerten auf irgend einem geheimen Wege zurückgezogen haben müßten, und entsandten auf der Stelle nach allen Richtungen Abtheilungen, um den Flüchtlingen den Rückzug abzuschneiden.

Am wüthendsten ob dieser Entdeckung war der Chevalier Lacoste. Er stellte sich selbst an die Spitze einer Araberschaar, um die Umgegend auf das genaueste zu durchsuchen. Das Kloster und die darin zurückgebliebenen Kranken und Verwundeten zu retten, gab Sir Inglis Befehl, das Feuer zu löschen, worauf er das Gebäude durch englische Truppen besetzen und den Zurückgebliebenen allen möglichen Schutz und menschenfreundliche Hülfe angedeihen ließ.

Der unterirdische Gang, durch welchen Renouard und die Seinen die Flucht ergriffen, führte eine ziemliche Strecke gegen die Wüste und mündete in einer uralten Ruine, die mit dichtem Gebüsch fast ganz bedeckt war. Die unterirdische Wanderung gehörte keineswegs zu den Annehmlichkeiten. Der Gang war von mephitischen Dünsten ganz erfüllt, daß die Flüchtlinge zu ersticken vermeinten. Erst in der Gegend der Mündung ward die Luft gesünder und neuer Muth belebte die Krieger. Saint Vincent, der den Reigen eröffnete, denn man war wegen der Schmalheit des Ganges genöthigt, einzeln hinter einander zu gehen, verkündete jetzt das Ende der mühseligen Wanderung. Zugleich rieth er, so vorsichtig als möglich auf der Oberwelt zu erscheinen und vor allen Dingen die Gegend und den Stand des Feindes zu erforschen.

Während man deshalb eine kurze. unterirdische Berathung hielt, vernahm man ein seltsames, donnerähnliches Geräusch.

„Das ist Cavallerie," sprach Renouard, „die über unsern Köpfen dahinreitet; „wir müssen uns noch in großer Nähe des Feindes befinden; ein Umstand, der zu doppelter Vorsicht auffordert."

Dem wackern Saint Vincent war es endlich gelungen, den Ausgang, der in dichtes Gebüsch führte, zu erreichen.

Mit äußerster Vorsicht entstieg man einzeln dem unterirdischen Grabe und pries sich glücklich, wieder blauen Himmel über sich zu haben. Es war bereits Morgen. Golden und erquickend lachten die ersten Strahlen der Sonne durch das lichte Grün der Orangengebüsche. Renouard befahl seinen Leuten das tiefste Schweigen: auch sollte Niemand das gegenwärtige Asyl verlassen. Die Grenadiere ließen sich das nicht zweimal sagen. Nach den heißen Kampfesstunden konnte ihnen nichts erwünschter kommen, als solch' behagliche Ruhe im weichen schwellenden Moose, umschattet von Orangen, deren süße Früchte zum Genusse verlockten.

Nur Renouard, besorgt um das Geschick des Klosters, wo er so viele Hülflose hatte zurücklassen müssen, gönnte sich keine Rast und zwängte sich, von Nurmahal, der seinen Herrn nie verließ, begleitet, mit Anstrengung durch's Gebüsch, um die Gegend zu durchspähen.

Die Beiden geriethen, je weiter sie vordrangen, immer tiefer in den Wald, so daß sie endlich, in dichtem Laubwerk umherirrend, sogar die Himmelsgegenden verloren hatten. Das tiefste Schweigen herrschte. Es war, als habe sich in diese Wildniß noch nie eines Menschen Fuß verirrt.

Man schritt weiter vorwärts. Wiederholt warf sich Nurmahal zur Erde nieder und spähte mit lau-

schendem Ohre, ob man sich vielleicht menschenbelebten Orten nähere; Alles still.

„Es wird das Rathsamste sein," sprach Renouard, „wir kehren zu den Unsrigen zurück. Gott weiß, wie weit diese Waldung in's Land führt."

„Ruhet ein wenig aus, guter Herr," rieth Nurmahal, „Ihr werdet es bedürfen; ich will indeß noch einige hundert Schritte vorwärts gehen; vielleicht daß mir's gelingt, mich ein wenig zu orientiren."

„Guter Nurmahal," erwiederte Renouard, „laß das weitere Vordringen; Du wirst ebenfalls ermüdet sein und der Ruhe bedürfen. Wir wollen hier ein wenig rasten und dann zu unsern Freunden zurückkehren, die ob des langen Außenbleibens in Sorge sein werden."

„Nur ein paar hundert Schritte noch dringe ich vor," sprach der Knabe, „und bin alsbald wieder bei Euch. Geruhet wohl bis dahin."

Mit diesen Worten war Nurmahal im Gebüsche verschwunden und Camille vernahm, wie sich der Knabe durch das dichte Strauchwerk Bahn brach. Allmälig trat die alte Stille ein. Kein Lüftchen regte sich; unbeweglich standen Baum und Strauch, Halm und Blatt.

Renouard hatte sich in's weiche Moos gestreckt und, das Haupt auf den Arm gestützt, versank er in stilles Träumen. Vergangenheit und Zukunft zogen in bald heitern, bald dunklern Bildern vorüber. Er versetzte sich im Geiste in den Garten des Schlosses Saint Maurice; in die Laube unfern des alten Ulmenbaumes, wo er als Knabe gesessen an der Seite der lieblichen Clemence. Diese erschien ihm in demselben himmelblauen Kleide mit goldenem Gürtel, den herabfallenden blonden Locken, wie er das Mädchen das letzte Mal erschaut hatte.

„Ob ich sie wiedersehen werde in diesem Leben?“ frug er sich. „Wohl schwerlich; in diesem vernichtenden Kriege werden wir noch Alle untergehen; vielleicht der große Held nicht ausgenommen. Wie viele nur mir bekannte Waffengefährten sind schon gefallen; wie manchen deckt der Nilschlamm und der Sand der Wüste.“

„Also wirklich ein Verräther?“ fuhr er im Selbstgespräch fort; „doch kann sich Nurmahal getäuscht haben.“

„Guter Nurmahal,“ sprach er nach einer Pause, „Engel in Menschengestalt, dem ich nun so oft meine Rettung vom Untergange verdanke, wie soll ich Dir für Deine unendliche, aufopfernde Liebe lohnen? Wär' ich reich, das beneidenswertheste Loos, die sonnenhellste Zukunft müßte Dein Loos werden; so aber,“ fügte er seufzend hinzu, „mußt Du den Lohn in Deiner eignen Brust und dem Bewußtsein Deiner schönen Seele finden. Ueberhaupt, wenn ich Deiner Liebe, Deines himmlischen Sinnes gedenke, so ist mir, als könntest Du hienieden nimmer wahrhaft belohnt werden.“

Noch geraume Zeit hing Camille seinen Gedanken nach und lauschte, ob Nurmahal zurückkehre; aber kein Geräusch, auch das leiseste nicht, unterbrach die erhabene Stille und Einsamkeit.

„Hoffentlich,“ sprach Renouard, „daß wir diesmal gerettet sind; wenn Lecerf mein Schreiben erhalten hat, muß er in der Nähe sein. Er ist stark genug, den gelandeten Britten, wie den Beduinenschwärmen die Wege zu weisen.“

Während Renouard sich mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigte, vernahm er leises Rauschen in den Zweigen, das sich zu nähern schien. In der sichern Ueberzeugung, daß es Nurmahal sei, freute sich Camille,

daß der Knabe zurückkehre und erhob sich halben Leibes, um zu sehen, wo der treue Abgesandte zum Vorschein kommen werde. Etwas verwundert war er darüber, daß das Geräusch, als er demselben aufmerksamer lauschte, fast aus der entgegengesetzten Richtung, als in welcher der Knabe sich entfernt hatte, daher scholl.

„Nurmahal muß einen wahren Bogen gegangen sein," sprach er, „ein Glück, daß er sich nicht verirrt hat."

Das Rauschen im Gesträuch kam näher; Renouard verwendete keinen Blick von der Stelle, wo Nurmahal zum Vorschein kommen sollte; aber wer beschreibt seine Empfindung, als er plötzlich aus dem Blättergrün den Chevalier Lacoste hervortreten sieht. Beide im gleichen Grade überrascht, sich hier zu begegnen, sehen sich einige Augenblicke einander starr in's Gesicht; doch gleich darauf springt Renouard mit gezücktem Degen vom Boden auf und stürzt mit dem Ausrufe: „Find' ich Dich, Verräther!" auf den Chevalier zu. Bevor er ihn jedoch erreicht, ist Lacoste in das Gebüsch zurückgesprungen und verschwunden. Renouard verfolgt den Fliehenden. Da der Chevalier bei seiner außerordentlichen Behendigkeit, sich durch's Gebüsch zu winden, immer größeren Vorsprung gewinnt, so sieht Camille endlich die Fruchtlosigkeit seiner Verfolgung ein. Um mit Nurmahal nicht ganz auseinander zu kommen, kehrt er nach seinem frühern Ruheplatze zurück. Die hier und da geknickten Zweige lassen ihn den Weg, den er bei der Verfolgung genommen, leicht erkennen.

„So hat sich Nurmahal nicht getäuscht," sprach Renouard; „aber wie kommt der Verräther in diese Wildniß?"

Während er seinen Rückweg fortsetzt, vernimmt er plötzlich in einiger Entfernung ein seltsames Pfeifen, das in verschiedenen Richtungen bald näher, bald entfernter beantwortet wird. Bevor Camille die alte Sykomore, an deren Stamm er geruht, erreicht hat, erschallt das verdächtige Pfeifen ganz in seiner Nähe und nach wenig Secunden bricht ein Araber aus dem Gebüsch, der ihn sogleich feindlich anfällt. Der Kampf ist von kurzer Dauer; nach einigen gut parirten Streichen von Seiten Camille's stürzt der Angreifer mit blutendem Haupte zu Boden. Aber kaum hat sich Renouard dieses Feindes entledigt, als er unversehens von zwei andern Arabern im Rücken angefallen wird. Den einen schießt er nieder, während der dritte bald ebenfalls seiner guten Klinge unterliegen muß.

Renouard setzt jetzt seinen Weg fort; doch kaum ist er zwanzig Schritte vorwärts, als abermals zwei Araber ihm den Weg verrennen. Er muß sich von Neuem zum Kampfe rüsten. Während er sich herumschlägt, erhält der Feind durch zwei neue Streiter Unterstützung. Jetzt wird die Lage Renouard's sehr bedenklich. Bereits blutet der wackre Kämpfer aus mehren Wunden. Nichtsdestoweniger zuckt seine gute Klinge wie ein Blitzstrahl umher. Wie hitzig auch das braune Gesindel auf ihn eindringt, so schützt ihn doch seine Gewandtheit und Fertigkeit in Führung seiner Waffe, sein kräftiger Körperbau und sein angeborner Muth vor einer Niederlage. Bereits liegt einer der Araber, von Renouard's Klinge gefällt, als eine neue Person auf dem Kampfplatze sichtbar wird. Es ist Lacoste, welcher aus dem Gezweig tritt, eine Zeit lang dem ungleichen Kampfe nicht ohne Wohlgefallen zuschaut, dann ein Pistol hervorzieht und, ungesehen von Renouard, demselben immer näher schleicht.

Ruhig und sicher legt er das meuchelmörderische Rohr auf Camille an, den Augenblick erspähend, die unfehlbare Todeskugel zu entsenden. — Da fällt ein Schuß und der Chevalier sinkt taumelnd zu Boden; ein zweiter Schuß, und schwer getroffen stürzt einer der Araber. Nurmahal erscheint auf dem Kampfplatze und eilt mit geschwungener Klinge seinem Freunde zu Hülfe. Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge ergreifen die beiden andern Araber die Flucht. Der tapfere Camille ist gerettet.

„Um Gotteswillen, fort!" ruft Nurmahal, der abermalige Retter, „der ganze Wald steckt voll Banditen."

Obschon Renouard verwundet und von dem schweren Kampfe sehr ermattet, folgt er doch so schleunig wie möglich Nurmahal, welcher, im Besitze eines trefflichen Ortsgedächtnisses, die Richtung, in der man gekommen, leicht herausfindet.

Man war noch nicht weit vorwärts, als in einiger Entfernung Flintenschüsse vernehmbar wurden.

„Wenn ich noch einmal zum Degen greifen muß," sprach Camille, „so bin ich verloren; mir sind kaum so viel Kräfte geblieben, mich auf den Füßen zu erhalten."

Das Schießen und Kampfgeschrei kam näher.

„Wohlan," rief Nurmahal, „so bleibt nichts übrig, als ein bergendes Versteck. Kommt, diese dicht verwachsenen Lyanen machen uns der ganzen Welt unsichtbar."

Bald waren die Flüchtigen tief im Blättergrün verborgen. Das Schießen währte fort. Bereits vernahm man, wie die Streitenden durch das Gebüsch brachen.

„Die eine Partei muß auf der Flucht sein,"

sprach Nurmahal, „hoffentlich sind die Unsern die Sieger.“

Da eilten zwei Araber, Wehklagen und Flüche ausstoßend, ganz nahe an dem Orte vorüber, wo Renouard und Nurmahal versteckt lagen.

„Bei Gott,“ sprach leis und freudig der Knabe, „die Araber fliehen, wir sind gerettet.“

Kaum hatte Nurmahal diese Worte gesprochen, als die Stimme Saint Vincent's vernehmbar ward.

„En avant, en avant!“ rief der alte Krieger in Einem fort, „wir dürfen nicht eher ruhen und rasten, bevor wir unsern braven Capitain gefunden haben.“

„Hier ist er,“ schrie Nurmahal hervorstürzend und eilte jubelnd Saint Vincent in die Arme.

„Wo, wo?“ frug außer sich der Veteran und eine Thräne träufelte in den grauen Bart, denn er hatte seinen hochverehrten Anführer bereits für verloren gehalten.

„Da kommt er schon,“ erwiederte Renouard, aus seinem Versteck hervorhinkend, denn die erhaltenen Wunden ließen ihn nur langsam von der Stelle kommen.

Unterdeß langten auch die übrigen Franzosen an, die sich aus dem Kloster gerettet hatten.

„Aber, Kinder,“ sprach Renouard, „Ihr habt meine Befehle außer Acht gelassen, habt mit den Arabern Feindseligkeiten begonnen. Das braune Gesindel wird verstärkt zurückkehren, die Engländer werden uns aufspüren, und das Ende davon wird Kriegsgefangenschaft sein, falls wir mit dem Leben davon kommen.“

„Ihr bliebet uns auch gar zu lange aus,“ entschuldigte sich Saint Vincent.

Während man noch berathschlagte, nach welcher

Gegend jetzt der Weg einzuschlagen sei, ward in der Ferne heftiges Flintenfeuer vernehmbar. Eine frohe Ahnung durchzuckte die Herzen der Krieger.

„Das ist Lecerf, der mit den Engländern handgemein geworden ist!“ riefen fast Alle mit einer Stimme, „auf, unsern Brüdern zu Hülfe.“

Man schlug die gerade Richtung nach dem Gewehrfeuer ein, das, je weiter man vordrang, vernehmbarer und lebhafter wurde. Nurmahal war mit zwei Soldaten nach dem Orte zurückgekehrt, wo er den Chevalier durch eine Kugel zu Boden gestreckt, um, falls er blos verwundet, demselben Beistand zu leisten und ihn gefangen zu nehmen. Als man aber auf dem Kampfplatze ankam, war weder von dem verrätherischen Chevalier, noch von den gefallenen Arabern, außer einigen Blutstellen, eine Spur zu entdecken. Wahrscheinlich hatten die fliehenden Araber die Todten und Verwundeten mit sich genommen.

So wie Renouard und seine Gefährten das Ende des Waldes erreicht hatten, bot sich ihnen ein eben so malerischer als erfreulicher Anblick dar. Französische Cavallerie trieb die Engländer dem Meere zu und die Araber in wilder Flucht vor sich her. Unter ununterbrochenem Trommelwirbel folgten Infanteriecolonnen im Sturmschritt. Lecerf, welcher Renouard's Brief zur rechten Zeit erhalten, war mit seinen Schwadronen und Infanteriecolonnen angelangt. Camille und die Seinen waren gerettet. Unter allgemeinem Jubelgeschrei wurden sie, die man schon verloren gegeben, von ihren Waffenbrüdern empfangen.

Nach kurzem Kampfe wehte wieder die Fahne Frankreichs auf dem Fort von El-Arisch.

Eilftes Kapitel.

Nach der Rückkehr aus Syrien ist es Bonaparte's erste Sorge, die Armee, die durch beispiellose Strapazen, furchtbare Kämpfe und Krankheiten außerordentlich gelitten, wieder in Stand zu setzen und zu vervollständigen. Es werden Griechen, Aegypter und selbst Mameluken rekrutirt. Jedem Bataillon sollen hundert Neger einverleibt werden. Ueberdies schreibt der Oberfeldherr an das Directorium. Er verlangt fünfhundert Mann für die Reiterei und fünftausend Infanteristen, zwanzig Aerzte und achtzig Chirurgen. Besser sei es aber, wenn man ihm funfzehntausend Mann frische Truppen sende; damit wolle er bis Konstantinopel marschiren.

Eine zweite Sorge Bonaparte's ist, die Zügel der Regierung und Administration wieder in eigene Hände zu nehmen. Durch geschickte und gerechte Behandlung weiß er alle die verschiedenen Volksklassen zu gewinnen und an seine Person zu fesseln. In dieser Angelegenheit so wie in allen Anordnungen, im Auffinden neuer Hülfsquellen zeigt sich sein Geist unerschöpflich.

Er schützt das Volk, das in seine Macht gegeben, er achtet die religiösen Meinungen, er verwaltet die Gerechtigkeit nach den Landesgesetzen, schärft seinen Soldaten neuerdings die größte Achtung gegen die religiösen Gebräuche des Landes und gegen das Eigenthum ein, sucht den Handel zu befördern und neue Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Ein Stamm räuberischer Araber hat einen Fellah erschlagen; sogleich befiehlt Bonaparte, den Mörder aufzusuchen und ihn zu bestrafen. Einer seiner orienta-

lischen Räthe lacht über den Eifer, den der General bei einer so unbedeutenden Sache zeige.

„Wie kann Euch der Tod eines armseligen Fellah so in Zorn versetzen, Sultan Kebir," fragte der Scheik, „war er Euer Verwandter?"

„Er war mehr," erwiederte Bonaparte, „er war einer, für dessen Sicherheit ich Gott verantwortlich bin, der ihn unter meine Regierung stellte."

„Er spricht wie ein Gottesbegeisterter," ruft der Divan, „die Zeiten des Scheik Amman sind wieder gekommen."

Bonaparte unterhält sich gern mit den Eingebornen, um mit ihren Sitten und Ansichten vertraut zu werden. Eines Tages trifft er auf einem Spaziergang einen Araberhäuptling, der eine Zeit lang neben ihm hergeht und sich sehr vertraulich unterhält.

„Ich könnt' Euch wohl einen guten Rath geben, Sultan Kebir," spricht der braune Mann.

„Wohlan, mein Freund," erwiedert Bonaparte, „ist er gut, so will ich ihn befolgen."

„Wißt Ihr, was ich an Eurer Stelle thun würde? In Cairo ließe ich den reichsten Sclavenhändler zu mir kommen und suchte mir zwanzig der schönsten Mädchen aus. Alsdann müßten die reichsten Juwelenhändler vor mir erscheinen und ich würde mir auch einen guten Theil ihrer Waare geben lassen. Auf diese Art machte ich es mit allen andern reichen Kaufleuten. Denn wozu herrscht man, wenn man sich nicht Reichthümer aufhäufen will?"

„Aber, mein Freund," entgegnete der Obergeneral, „wenn es nun Gott wohlgefälliger wäre, sie Andern zu erhalten?"

Dieser Grundsatz schien des Arabers Nachdenken zu erregen.

Sogar die moslemitische Geistlichkeit hat Bonaparte durch sein vortreffliches Benehmen in dem Grade gewonnen, daß sie die Erklärung gibt, es stimme mit den Gesetzen überein, den Franzosen Tribut zu zahlen, obschon der Koran dagegen spreche.

Trotz dieser weisen Verwaltung erheben hier und da einzelne Araberchefs, hauptsächlich durch englische und türkische Agenten aufgereizt, die Fahne des Aufruhrs. Mehrere französische Generale müssen gegen sie marschiren.

Zu gleicher Zeit erfährt Bonaparte, daß die nach Nubien versprengten Mameluken in Folge eines verabredeten Plans Unterägypten zu erreichen suchen, um die Landung einer großen englisch-türkischen Flotte, welche die nördlichen Küsten Aegyptens bedroht, zu unterstützen.

Der unermüdliche Murad-Bey, den man schon vernichtet glaubte, erscheint wieder auf dem Schauplatze. Der tapfere General Friant, welchem die Verfolgung des kühnen Mamelukenfürsten aufgetragen war, ist ihm einen ganzen Monat täglich auf den Fersen gewesen, ohne ihn zu erreichen. Endlich hat der General sogar die Spur des flüchtigen Feindes verloren. Murad ist in der Wüste verschwunden; Niemand weiß wohin.

Bonaparte befiehlt Friant, die Verfolgung fortzusetzen; zu gleicher Zeit müssen die Generale Desaix, Lanusse und der unermüdliche Murat gegen den Bey marschiren. Nichtsdestoweniger entkommt Murad allen seinen Verfolgern. Eines Tages befindet er sich bei den Pyramiden von Gizeh. Er selbst besteigt die höchste Pyramide und betrachtet geraume Zeit die Stadt Cairo, wo er so lange geherrscht hat, und sein schönes Landgut.

Kaum ist Bonaparte von dem Erscheinen Murad's bei den Pyramiden benachrichtigt, schickt er in allen Richtungen Detachements aus. Auch General Menou muß gegen den Mameluckenfürsten marschiren. Ja, der Oberfeldherr selbst stellt sich an die Spitze seiner Guiden zu Pferd und eilt dem Wüstenkönige nach.

Als Bonaparte bei den Pyramiden anlangt, findet er Murad nicht mehr, welcher einige Stunden früher aufgebrochen ist. Er vereinigt sich mit Murat und folgt dem Bey in die Wüste. Die Franzosen freuen sich schon, wenn die beiden Murad's, wie man sie wegen der Aehnlichkeit ihrer Namen nennt, auf einander stoßen werden. Es muß ein imposantes Schauspiel geben, einen Kampf aus dem Alterthume vergegenwärtigen, wenn die beiden Helden zusammentreffen; der stolze Mameluckenfürst mit seinem Löwengesicht, das durch die breite Wunde, welche es in der Pyramidenschlacht erhalten, nur ein um so heroischeres Ansehen erhalten, und der ritterliche Murat, dessen männlich-jugendliches Antlitz von prachtvollen Locken umwallt wird, Tasso's Rinaldo nicht unähnlich.

Bonaparte jagt einen ganzen Tag dem Bey in der Wüste nach, tödtet einige seiner Leute, nimmt einige Kameele weg; aber die Person des unternehmenden Gegners ist unerreichbar.

Ganz ermattet von der fruchtlosen Jagd langt der Obergeneral gegen Abend wieder bei den Pyramiden an. Weithin streifen die Schatten der alten Denkmäler über die Sandfläche. Bonaparte ist vom Pferde gestiegen. Sein Kopfkissen ist ein Granitblock, der aus dem Wüstensand emporragt. In einiger Entfernung prasseln die Bivouakfeuer seiner Guiden, die sich

unter fröhlichen Gesängen, die von der Pyramidenwand widerhallen, die Abendmahlzeit bereiten.

Es gewährt einen erhebenden Anblick. Hier der große Feldherr, einsam auf den Sand gestreckt, sinnene das Haupt auf den Arm gestützt, umschattet von den Steinmassen der Pyramiden, hinausschauend in die Tiefe der Wüste, und wenige Schritte davon das heitere Leben seiner tapfern Soldaten, französische Lebenslust und französischer Leichtsinn am Fuße der ernstesten Denkmäler.

Bonaparte ist aufgestanden und wandelt, die Hände auf dem Rücken, einsam und schweigend die Pyramidenwand des Cheops entlang. Hoch über ihm glüht der Gipfel der Pyramide im Golde der hinter den Palmen des Nilthals untergehenden Sonne.

Plötzlich tönt durch die Stille des Abends das Geräusch eines zur äußersten Eile gestachelten, dahertrabenden Kameels. Es ist ein Eilbote von Cairo. Bonaparte, sogleich ahnend, daß eine außerordentliche Nachricht unterwegs, eilt dem Boten eine Strecke entgegen. Er erbricht die Depesche. Er hat sich nicht getäuscht. Marmont, der Gouverneur von Alexandrien, schreibt ihm, daß eine hundertunddreizehn Segel starke türkisch-englische Flotte mit einem achtzehntausend Mann starken Heere bei Abukir vor Anker gegangen und feindliche Absichten gegen Alexandrien zeige.

Nie ist Bonaparte ruhiger, als bei großen Ereignissen, wo das Schicksal einer Welt und seine ganze Existenz auf dem Spiele steht. Er kehrt zu den Seinen zurück.

„Auf nach Cairo!“ sind seine ersten Worte, und nach wenig Minuten verschwinden die Schwadronen im Staube der Wüste.

Zwölftes Kapitel.

Mit einer Thätigkeit ohne Gleichen trifft Bonaparte noch in derselben Nacht Anstalten, dem großen Ereigniß, das sich im Norden zu entwickeln droht, die Stirn zu bieten. Seine meisterhaften Vorkehrungen sind der Art, daß nöthigenfalls seine ganze Armee, fünfundzwanzigtausend Mann, worunter dreitausend treffliche Reiter und sechzig gut bespannte Feldstücke, sich vor Abukir vereinigen kann. Blos schwache Garnisonen und Posten sollen die Hauptpunkte, während der Obergeneral an der Spitze seiner ganzen Macht der großen feindlichen Invasion entgegentritt, besetzen. Desaix in Oberägypten muß sich marschfertig halten und eine Stellung zwischen Cairo und Alexandrien einnehmen. Friant hält Murad-Bey im Schach; Reynier und Dugua haben sich den etwaigen Unternehmungen Ibrahim's und des Schlächterpascha's entgegenzusetzen; alle Generale müssen aber zugleich auch bereit sein, im Nothfall gegen die Küste zu marschiren.

Bonaparte eröffnet hierauf dem Divan von Cairo, daß eine feindliche Flotte vor Abukir erschienen sei, und daselbst eine Landung beabsichtige.

„Ich lasse den Feind gewähren," sagte er unter Anderm, „weil meine Absicht ist, ihn anzugreifen. Wer sich nicht ergibt, wird getödtet. Ich werde Cairo mit den zahlreichen Gefangenen einen großen Triumph bereiten."

Die Scheiks beruhigen das Volk durch Proklamationen über die Bewegungen der Franzosen. Sie erklären Sultan Kebir wolle den Feind schlagen, um Aegypten zu schützen.

Nachdem die nöthigsten Anordnungen getroffen, eilt Bonaparte von Cairo nach Ramanieh, um sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen. Er entwirft den Schlachtplan und ertheilt seine Befehle. Die Operationslinie läuft von Alexandrien über Berket nach Rosette. Da die Truppen aus den verschiedenen Theilen des Landes nicht schnell genug eintreffen, so beschließt der Obergeneral, den Feind mit der Macht, die er in Händen hat, anzugreifen.

Es ist bereits spät in der Nacht. Bonaparte hat alle Vorbereitungen zum Angriff auf den folgenden Tag getroffen. Nochmals überschaut er die Stellung der Türken, welche die Erdzunge von Abukir besetzt halten und sich in zwei Linien verschanzt haben.

„Wenn wir auch morgen," spricht er, „nicht die ganze Halbinsel in unsere Gewalt bekommen, so hoffe ich dies doch von der ersten feindlichen Linie. Wir besetzen diese, verschanzen uns und erwarten unsere Verstärkungen. Zudem kann von hier die türkische Armee, in einen engen Raum zusammengepreßt, durch Bomben, Granaten und Kanonenfeuer leicht vernichtet werden."

Die Lichter in dem Zelte des Obergenerals sind herabgebrannt. Nur Murat, welcher die letzten Befehle erhalten, ist noch anwesend. Bonaparte entläßt ihn mit den inhaltschweren Worten: „Geh's, wie es wolle, diese Schlacht wird das Schicksal der Welt entscheiden."

Die türkische Armee steht unter Anführung eines der tapfersten Generale des Großherrn. Sein Name ist Mustapha Pascha von Rumelien. Als er an's Land stieg und die französischen Detachements an der Küste sich vor der feindlichen Armee zurückzogen, wandte

er sich an einen tapfern Mameluckenfürsten seines Gefolges.

„Nun?“ frug er mit Stolz, „diese so gefürchteten Franzosen, deren Gegenwart Ihr Mamelucken nicht zu ertragen vermochtet, — ich darf mich blos zeigen und sie ergreifen die Flucht.“

„Pascha,“ erwiederte der Mameluck mit verbissenem Grimm, danke dem Propheten, daß es die Franzosen für passend finden, zurückzugehen; denn wenn sie umkehrten, würdest Du vor ihnen verschwinden, wie der Staub vor dem Nordwinde!“

Mit Anbruch des fünfundzwanzigsten Juli setzt Bonaparte sein sechstausend Mann starkes Heer in Bewegung. Nach zweistündigem Marsche steht er der türkischen Macht gegenüber.

Die Colonnen machen Halt. Der Obergeneral ertheilt seine letzten Befehle. Der heldenkühne Murat, an der Spitze seiner glänzenden Schwadronen, überschaut kampflustig die türkischen Linien.

„Wenn je ein Feind von meiner Reiterei zermalmt werden soll,“ ruft er, „so ist es heute.“

Die französische Armee rückt unter Trommelwirbel langsam, aber festen Schrittes vor. Kaum sind die türkischen Verschanzungen erreicht, als man den Feind mit Heftigkeit angreift. Die Türken vertheidigen sich mit vieler Hartnäckigkeit. Da bricht Murat mit seiner Cavallerie in die Ebene vor, welche die erste und zweite türkische Schlachtlinie scheidet. Die Vertheidiger der ersten Linie, von vorn schon mit aller Heftigkeit angegriffen, sehen jetzt den Feind auch im Rücken. Sie verlieren die Haltung und wollen sich auf die zweite Linie zurückziehen, werden aber von Murat's Reiterei theils zusammengehauen, theils nie-

dergetreten und in das Meer gesprengt. Das erste Treffen ist gänzlich vernichtet.

Da dieser Sieg so leicht und glänzend errungen wurde, glaubt Bonaparte, ohne seine Verstärkungen abzuwarten, auch die zweite Linie angreifen zu können. Demzufolge rückt das französische Heer weiter vor und greift die bei weitem stärkern Verschanzungen des zweiten Treffens an. Es entspinnt sich ein äußerst hartnäckiger Kampf. Das Blut fließt in Strömen. Die Franzosen erleiden schmerzhaften Verlust an ausgezeichneten Officieren. Ein Adjutant von Bonaparte wird unmittelbar an dessen Seite durch eine Büchsenkugel getödtet. Der blutige Angriff ist so gut wie abgeschlagen zu betrachten, wenigstens hat er zu keinem wesentlichen Erfolge geführt. Da ändert sich plötzlich die Scene. Die französischen Colonnen sehen sich genöthigt, dem mörderischen Feuer der Redouten zu weichen. Kaum hat dies der Feind bemerkt, als er unter furchtbarem Allahgeschrei aus den Verschanzungen stürzt, um seiner alten barbarischen Sitte gemäß den Gefallenen und Verwundeten die Köpfe abzuschneiden.

Der unermüdliche Murat, der mit Falkenblicken allen Bewegungen des Feindes folgt, benutzt augenblicklich den begangenen Fehler und wirft sich mit seiner Reiterei zwischen die Redoute und die hervorgebrochenen Schaaren.

Die achtzehnte Halbbrigade, welche ihren General verloren und im Zurückweichen begriffen ist, stürzt sich voll Wuth, ihren Anführer zu rächen, von Neuem auf den Feind, der jetzt doppelt angegriffen in Verwirrung geräth.

Da erkennt Bonaparte, daß der entscheidende Augenblick zum Hauptschlage gekommen ist.

Die Tambours rasseln durch alle Linien. Die

ganze Armee rückt im Sturme vor. Berthier, Lannes, Junot, Bessieres, Eugen Beauharnais, Bertrand und andere in der Kriegsgeschichte gefeierte Namen schreiten mit gezogenen Degen ihren Colonnen voran. Bonaparte selbst führt die neunundsechzigste Halbbrigade gegen den Feind.

Unter dem allgemeinen Rufe „vive la republique!“ wirft man sich in die Gräben, ersteigt Brustwehren, erobert Schanzen und Redouten. Siegreich wehen die Fahnen Frankreichs bald auf allen Bastionen.

Da schmettern von Neuem Murat's Trompeten, für die Türken diesmal die Posaunen des ewigen Gerichts. Während die Infanterie überall siegreich vordringt, durchbricht dieser ausgezeichnete Reitergeneral mit unwiderstehlicher Gewalt alle Stellungen des Feindes, debouchirt im Rücken desselben und schneidet jeglichen Rückzug ab.

Durch dieses eben so gewaltige, als im rechten Zeitpunkte ausgeführte Manöver wird die Niederlage der Türken vollständig. Die Cavalleriemassen hauen von allen Seiten ein. Auf allen Punkten angegriffen, von Bayonetten verfolgt und mit Kugeln überschüttet, wird die ganze feindliche Armee alsbald zu einem dichtverworrenen Menschenknäuel. Wie eine verzehrende Flamme lodert von allen Seiten das Verderben auf sie ein. Den von physischen Schrecken überwältigten und zur Verzweiflung gebrachten Feinden bleibt nichts übrig, als sich in die Fluthen zu stürzen. In kurzer Zeit ist die blaue Oberfläche des Meeres, so weit der Blick reicht, mit Turbanen bedeckt; und dieselben Wellen, die ein Jahr zuvor in Folge der großen Seeschlacht, französische und brittische Leichname bespülten, begraben jetzt Tausende von Bekennern des Islam in ihrem Schooße.

Selten ist wohl eine Armee, wo keine Gefangenen gemacht wurden, so total von der Erde vertilgt worden, als die türkische in Folge der Schlacht von Abukir. Nur ein kleiner Theil rettete sich in das Fort von Abukir.

Der unermüdliche Murat, obschon gleich im Anfange der Schlacht verwundet, dringt mit seinen Carabiniers in das türkische Lager und endlich in das Zelt des Mustapha. Der Pascha tritt dem General kühn entgegen. Er feuert ein Pistol ab, dessen Kugel Murat's Wange streift, worauf dieser durch einen Säbelhieb antwortet, den feindlichen Anführer verwundet und gefangen nimmt.

Im Triumph wird der gefangene Türke, welcher, trotz der gewaltigen Niederlage, seinen Stolz nicht verloren hat, vor Bonaparte gebracht.

Der französische Obergeneral, gegen Besiegte stets human und freundlich, bemüht sich, den Gefangenen zu trösten und ihm sein Unglück weniger fühlbar zu machen.

„Ich werde Sorge tragen," spricht er, „den Sultan zu benachrichtigen, daß es nicht an Deinem Muthe gelegen, wenn die Schlacht verloren ging; aber das Glück war gegen Dich."

„Erspar' Dir die Mühe," erwiedert stolz Mustapha, „mein Gebieter kennt mich ohne Deinen Bericht."

Die Beute der Franzosen ist unermeßlich. Das ganze türkische Lager ist in ihrer Gewalt; außerdem gehören die drei Roßschweife des Pascha, zweihundert Fahnen und vierzig Kanonen zu den Trophäen des Tages. Der Verlust an Todten und Verwundeten französischer Seits beläuft sich auf neunhundert Mann.

In dem Augenblicke, wo durch die Erstürmung

der Verschanzungen der Sieg sich auf die Seite der Franzosen neigte, langte General Kleber, der seiner Division vorausgeeilt war, im französischen Lager an. Mit leuchtenden Blicken überschaut er die zunehmende Verwirrung in dem feindlichen Heere. Er sieht, wie in Folge der meisterhaften Leitung Bonaparte's sechstausend Franzosen einen dreimal so starken und wohlverschanzten Feind vernichten. Nie sah er das Genie des großen Feldherrn mit eigenen Augen in solcher Größe aufleuchten. Hingerissen von Begeisterung eilt er auf Bonaparte zu.

„Laßt Euch umarmen, General," ruft der Held in überströmendem Gefühl seines Herzens. „Ihr seid groß wie die Welt!"

Der Sieg von Abukir war außerordentlich wichtig in seinen Folgen. Der geringste Vortheil, den die türkische Armee über die französische errungen hätte, wäre das Zeichen zur Vertilgung der letztern gewesen. Die Araber, die Mameluken, alle mißvergnügte Aegypter würden sich augenblicklich mit den Türken vereinigt haben. Jetzt erst kann das Land als erobert und beruhigt betrachtet werden.

Seit seiner Ankunft in dem wunderbaren Lande hatte sich Bonaparte, trotz seiner zahlreichen sonstigen Arbeiten und Sorgen, unausgesetzt mit den Künsten und Wissenschaften beschäftigt. Dieser große Gegenstand nahm fortwährend seine Gedanken in Anspruch. Die übrigen Generale, die Ingenieurs und andern Militair-Personen unterstützten die unter seiner Obhut vorgenommenen wissenschaftlichen Unternehmungen nicht nur, sondern leiteten sogar dieselben. Es wurde fast keine militairische Recognoscirung unternommen, ohne daß sich einige Mitglieder der gelehrten Commission dabei befunden hätten.

Die Geographie hatte somit ihre Forschungen auf die Häfen, Seen, Küsten ausgedehnt. Die Lage der bedeutendsten Orte war nach den sorgfältigsten Messungen genau bestimmt worden. Die Physik hatte die Eigenheiten des Klima, den Lauf des heiligen Nil, das Bewässerungssystem, die Natur des Bodens, der Thiere, Pflanzen und Mineralien untersucht. Reiche Beute war den schönen Künsten durch die uralten Bauwerke geworden.

Nach der Schlacht von Abukir und der Beruhigung Aegyptens beschließt Bonaparte, die Untersuchungen in einem viel größeren Maaßstabe vornehmen zu lassen. Namentlich soll sich eine Commission von fünfundzwanzig Gelehrten nach Oberägypten begeben, um, nachdem daselbst die Macht der Mameluken gebrochen und das Land vom Feinde gesäubert, die Wunder des Alterthums mit größerer Ruhe und Sorgfalt zu untersuchen. Bonaparte selbst entwirft den Plan zu dieser Expedition und ordnet Alles mit der größten Umsicht.

Durch die Arbeiten des Instituts von Aegypten ist der gelehrten Welt ein reichhaltiger, fast einziger Schatz eröffnet worden. Manches der Geheimnisse, welche Natur und Kunst so reichlich über Aegypten ausgebreitet, wird gelöst.

Endlich fertigt Bonaparte an alle Befehlshaber der verschiedenen Provinzen und Plätze Instructionen aus, worin die Art und Weise auseinander gesetzt und anbefohlen wird, wie man sich das Vertrauen und die Freundschaft der Muselmänner erwerben könne.

Bonaparte selbst schreibt einen Brief an den Großvezir der hohen Pforte. In diesem eben so klug als fein abgefaßten Schreiben sucht er den Sultan zu überzeugen, daß die Franzosen seine natürlichen Freunde

seien. Die Franzosen hätten blos die ihrem Handel so feindlichen Mamelucken vertrieben und den Engländern schaden wollen. Die Pforte solle einen Abgesandten nach Aegypten senden und binnen zwei Stunden werde man sich über alle streitige Punkte vereinigen. Das einzige Mittel, die türkische Herrschaft in Aegypten wieder zu begründen, bestehe darin, sich mit den Franzosen zu verständigen. Er, Bonaparte, werde es für den schönsten Tag seines Lebens halten, wo er mit der Pforte werde Frieden schließen können.

Diesen neuen Versuch, mit dem Sultan in Unterhandlung zu treten, übergibt er einem bei Abukir gefangenen Effendi, welchen er direct an den Großvezier absendet.

Während Bonaparte auf diese Weise eine bewundernswürdige Thätigkeit bekundet, die Herrschaft Frankreichs im Morgenlande auf das Dauerhafteste zu begründen, fügt es sich, daß der englische Commodore Sidney Smith, welcher nach der Schlacht von Abukir mit seinem Geschwader an der ägyptischen Küste kreuzt, dem französischen Commandanten des Forts Abukir, dem General Marmont, einen Parlamentair schickt, um über Auswechselung der gefangenen und verwundeten Kriegsgefangenen in Unterhandlung zu treten.

Nach eingeholter Genehmigung von Seiten des Obergenerals kommt ein Vertrag zu Stande, nach welchem die in Constantinopel und andern Plätzen des türkischen Reichs befindlichen französischen Gefangenen binnen drei Monaten nach dem Hafen von Alexandrien gebracht und daselbst gegen eine gleiche Anzahl türkischer Gefangenen ausgewechselt werden sollen.

Die gegenseitigen Begrüßungen der in dieser Be-

ziehung zusammenkommenden französischen und englischen Commissaire sind höchst artig und überhaupt von der Art, wie man von zwei so civilisirten Nationen erwarten kann.

Sidney Smith schickt den französischen Officieren einige Erfrischungen als Erkenntlichkeit für das, was ihm französischer Seits der Art zugekommen ist; zugleich aber auch die französische Frankfurter Zeitung vom siebzehnten Juni 1799, so wie den Courier von London.

Nichts konnte den Franzosen, welche seit zehn Monaten ohne alle Nachrichten aus dem Mutterlande waren, von größerem Interesse sein, als europäische Zeitungen.

Mit Hast durchfliegen General Menou, so wie der bei ihm als Commissair wegen der Auslieferung der Gefangenen befindliche Adjutant Bonaparte's, Merlin mit Namen, diese verhängnißvollen gedruckten Actenstücke und sie sehen mit Erbleichen, welche Fortschritte die Feinde Frankreichs seit der Abfahrt der ägyptischen Expedition gemacht haben.

Augenblicklich schwingt sich Merlin auf sein Roß und sprengt in geflügelter Eile nach Alexandrien, wo Bonaparte weilt.

Es ist bereits tief Mitternacht, als er auf halb zu Tode gerittenem Pferde an den Thoren der altberühmten Stadt anlangt. Unverzüglich begibt er sich nach der Wohnung des Obergenerals. Alles ruht im tiefsten Schlummer. Merlin dringt bis zum Lager seines Generals. Man weckt denselben.

„Was gibt es!“ ruft Bonaparte, aus dem ersten Schlafe heftig emporfahrend.

„Mein Feldherr,“ erwiedert Merlin, „Italien ist verloren, Jourdan über den Rhein zurückgeschlagen. Hier

diese Zeitungen enthalten die unwiderlegbarsten Beweise."

Bonaparte ist von seinem Lager aufgesprungen. Er bemächtigt sich mit Hast der Journale. Seine Blicke scheinen den Inhalt zu verschlingen. Endlich, nachdem er gelesen, erhebt er sich; sein Auge rollt fürchterlich.

„Die Elenden!" ruft er, „meine Ahnungen haben mich nicht betrogen; Italien ist verloren, die Frucht unserer schönsten Siege ist dahin."

Er vertieft sich von Neuem in die Unheil verkündenden Nachrichten. Er ersieht ferner, wie es im Innern von Frankreich gährt; die öffentlichen Blätter sind voller revolutionairer Pläne, das Land steht am Abgrunde der größten Anarchie. Die französischen Truppen, welche ganz Italien inne hatten, sind bis auf das Gebiet von Genua zurückgeworfen. Die Vendee hat sich mit neuer Wuth erhoben und ihre Unternehmungen bis an die Thore der Hauptstadt ausgedehnt. Der Staatsschatz ist in Gefahr, von den unheilbringendsten Maßregeln verschlungen zu werden. Das Directorium, mehr verachtet als gehaßt, führt unter diesen schwierigen Umständen, die das entschiedenste Auftreten verlangen, ein wahres Schattenleben. Die Hoffnung, von ihm Unterstützung für Aegypten zu erhalten, schwindet gänzlich.

Beim Anblicke dieses düstern Gemäldes kommt Bonaparte auf sich selbst zurück. Er fühlt, daß, unter gegenwärtigen Verhältnissen Frankreich von dem Untergange zu retten, Er der alleinige Mann sei. Das Mutterland liegt ihm jetzt näher am Herzen als Aegypten. Sein Entschluß ist gefaßt,

Der Adjutant Merlin, der die bösen Nachrichten überbracht hat, wird entlassen. Bonaparte geht eine

Zeit lang schweigend das Zimmer auf und ab. Nur Berthier und der Cabinetssecretair Bourrienne sind anwesend. Endlich bleibt der Obergeneral vor Ersterem stehen.

„Berthier," spricht er, „die Sachen in Frankreich gehen schlecht; ich will hin, Sie sollen mich begleiten. Für den Augenblick sollen nur Sie, Bourrienne und Gantheaume, den ich habe rufen lassen, von dem Geheimnisse wissen. Ich empfehle Ihnen, dasselbe gut zu bewahren, keine Freude zu zeigen, Nichts zu kaufen, Nichts zu verkaufen; überhaupt Nichts vorzunehmen, was Verdacht erregen könnte."

„Aegypten," fährt er nach einer Pause fort, „bedarf mich jetzt weniger als Frankreich. Es ist beruhigt. Nach der Lection von Abukir hat es unter einem Jahr von den Türken Nichts zu besorgen. Murad-Bey ist heruntergebracht; einige Detachements reichen hin, ihn unschädlich zu machen. Die rebellischen Stämme sind gezüchtigt und gedemüthigt. Die Regierung ist organisirt. Die Maschine ist im Gange. Es bedarf nur eines Mannes, der sie in der Ordnung hält. General Kleber ist dieser Mann. Er wird nach meiner Abreise den Oberbefehl übernehmen."

Als der gerufene Admiral Gantheaume eintritt, theilt ihm Bonaparte den Entschluß, nach Frankreich abzureisen, mit.

„Rüsten Sie sofort," spricht er, die Schiffe Muiron, Carrere, Revange und Fortuna mit Lebensmitteln auf zwei Monate für vier bis fünfhundert Mann aus. Sorgen Sie, daß die Ausrüstung so unbemerkt wie möglich geschehe, und daß namentlich die Engländer keine Ahnung davon erhalten."

Das größte Hinderniß, welches sich der Abreise in den Weg stellt, sind die Schiffe Sidney Smith's, welche

die Landungsplätze der ägyptischen Nordküste fortwährend im Auge haben. Es muß ein günstiger Augenblick abgewartet werden, wo sie sich so weit von der Küste entfernt haben, daß das Auslaufen der französischen Fregatten von ihnen nicht bemerkt wird.

Während Gantheaume die Ausrüstung der Fregatten auf eine Art betreibt, daß der eigentliche Zweck derselben nicht entdeckt wird, kehrt Bonaparte nach Cairo zurück. Er legt die letzte Hand an eine zweckmäßige Verwaltung des Landes, und manches weise Gesetz und treffliche Einrichtung verdankt diesem letzten Aufenthalte in der Hauptstadt seine Entstehung. Nichtsdestoweniger bleibt die bevorstehende Abreise nach Frankreich der Hauptgedanke, der Bonaparte beschäftigt. Der Admiral Gantheaume muß ihm täglich zwei bis dreimal schreiben und von den Bewegungen der englischen Kreuzer in Kenntniß setzen.

So verstreichen mehre Wochen; noch immer ahnt außer den obengenannten wenigen Personen keine Seele das große Geheimniß.

Mit einer Ungeduld ohne Gleichen, beobachtet Admiral Gantheaume von seiner Wohnung zu Alexandrien aus, mittelst eines Fernrohres, täglich und stündlich die Bewegungen der englischen Segel, welche eine Stellung eingenommen haben, als wollten sie für alle Ewigkeit den Hafen von Alexandrien blokiren.

Endlich eines Morgens, als die letzten Schatten der Nacht zerronnen und der französische Admiral abermals sein Fernglas angesetzt, um die feindlichen Schiffe zu recognosciren, bemerkt er sie zu seiner unaussprechlichen Freude am äußersten Horizonte, und sieht sie endlich ganz verschwinden. Bald ist nur der höchste Wimpel des Admiralschiffs noch sichtbar. Auch er geht im Norden unter.

Auf den englischen Schiffen hat sich drückender Wassermangel eingestellt, wodurch der Commodore Sidney Smith gezwungen ist, einen Abstecher nach der Insel Cypern zu machen. Da er den General weit in Oberägypten vermuthet, so glaubt er von den paar französischen Schiffen in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit nichts befürchten zu dürfen.

Kaum aber hat sich Gantheaume von der Wahrheit seiner Entdeckung überzeugt, als augenblicklich ein Eilbote gen Cairo fliegt, der den Obergeneral von dem günstigen Augenblicke und dem Winke des Glücks in Kenntniß setzt.

Bonaparte, sogleich zur Abreise entschlossen, befiehlt seinem Generalstabe und mehren Gelehrten, sich auf eine achttägige Reise vorzubereiten. Sein Secretair Bourrienne packt alle Papiere zusammen. Während der Nacht werden im Hofe des Hauptquartiers zwanzig Kameele beladen. Um Mitternacht bricht Bonaparte selbst auf. Er verläßt seinen Palast und schifft sich zu Bulak auf dem mit sechs Kanonen bewaffneten Fahrzeuge ein, das er zeither immer zu seinen Nilfahrten benutzt hat.

Allein wie seinen Entschluß, Aegypten zu verlassen, der Armee verkünden, die ihn als ihren Schutzgott verehrt? Welches Lebewohl an Gefährten richten, die mit ihm gelitten, gekämpft und gesiegt, welche ihr Geschick an das seine unwiderruflich gebunden haben? Sei es nun, daß er fürchtet, ihren Muth niederzuschlagen, oder daß er sich den Auftritt eines herzzerreißenden Abschieds ersparen will; — er verläßt Cairo unter dem Vorwande einer Inspectionsreise nach Niederägypten.

An der Spitze des Delta angekommen, läßt Bonaparte in den Arm von Rosette einsteuern und be-

sucht den General Lanusse, welcher in der dasigen Gegend das Militaircommando führt.

Man begibt sich zu Tische. Während des Essens spricht der ebengenannte General zu Bonaparte: „Man behauptet, General, Sie gingen nach Alexandrien, um sich von da nach Frankreich einzuschiffen. Sollte es wahr sein, so hoffe ich, daß Sie, heimgekehrt in unser Vaterland, die ägyptische Armee nicht vergessen werden.“

Der Obergeneral erwiedert, dies sei nur ein leeres Gerücht, der Zweck seiner Reise sei kein anderer, als die Provinz Damiette zu besuchen, die er noch nicht kenne.

Nach einem vierundzwanzigstündigen Aufenthalte fährt Bonaparte nach Ramanieh, wo er den Nil verläßt und an's Land steigt. Hier findet er seine Equipage. Er besteigt ein Pferd und setzt seine Reise in der Richtung nach Alexandrien fort. Am Abend wird bei einem Dorfe Halt gemacht. Man schlägt Zelte auf und bringt die Nacht daselbst zu.

Bis jetzt haben nur die wenigen auserlesenen Personen um die Reise gewußt; allmälig gewinnt das dunkle Gerücht aber mehr Glauben. Bald hört alle Verstellung auf. Man überläßt sich laut der Freude, das geliebte Vaterland wiederzusehen.

Den nächsten Tag reist man weiter. Man erreicht einen Brunnen, der noch drei Stunden von Alexandrien gelegen. Mitten in der Wüste wird das Lager aufgeschlagen. Bonaparte sendet einen Eilboten an Menou nach Rosette, mit dem Befehle, sich augenblicklich zu ihm zu begeben.

Hier ist es auch, wo mitten im Sande, unter den glühendsten Sonnenstrahlen der Secretair Bourrienne den Adjutanten Merlin auf die Seite zieht und ihm

die Verhaltungsbefehle abzuschreiben gibt, welche Bonaparte an General Kleber nebst der Uebergabe des Oberbefehls der Armee zurückläßt.

Die Proclamation an die Armee ist äußerst kurz und lautet:

„Die Nachrichten aus Europa haben mich bestimmt, nach Frankreich abzureisen. Ich übertrage das Commando dem General Kleber. Die Armee wird bald von mir hören. Es kostet mich nicht wenig, Soldaten zu verlassen, denen ich vor allen andern zugethan bin; aber es wird nicht auf lange sein; und der General, den ich zurücklasse, hat das Vertrauen der Regierung und das meinige."

Bonaparte verweilt eine Stunde lang beim Brunnen, steigt dann wieder zu Pferde; anstatt aber den Weg nach Alexandrien einzuschlagen, wendet er sich rechts, um der Meeresküste so nahe wie möglich zu sein, die man nach zweistündigem Marsche erreicht.

Mit frohlockendem Herzen begrüßen die Begleiter Bonaparte's das unermeßliche Meer, über dessen blaue Fläche der Weg zum Vaterlande führt.

Als man aber den Strand erreicht hat, und die Wellen des Meeres vor den Füßen der Heimathsüchtigen rauschen, muß die Freude einer allgemeinen Besorgniß weichen. In einiger Entfernung zeigt sich ein feindliches Segel. Allgemein verbreitet sich die Nachricht, daß Sidney Smith zu seinem Stationsorte zurückkehre. Der Admiral Gantheaume eilt herbei und beschwört Bonaparte, keinen Augenblick mit der Einschiffung zu zögern.

„Wohlan," ruft der Obergeneral, „laßt uns aufbrechen; aber fürchten Sie nichts, Admiral, das Glück wird uns nicht verlassen. Wir werden den Engländer entgehen."

Mit diesen Worten schreitet er mitten durch den Sand der Wüste einem alten Leuchtthurm zu, dessen Fuß von den Meereswellen bespült wird.

Als er hier angekommen, sind die Schaluppen noch nicht zur Stelle und müssen erst durch Signale herbeigerufen werden.

Unterdeß ist General Menou angelangt. Bonaparte theilt ihm die Gründe mit, welche ihn veranlassen, nach Frankreich zurückzukehren. Er übergibt ihm die Depeschen, welche die Ernennung Kleber's zum Oberbefehlshaber und Proclamationen an die Armee und an den Divan enthalten. Den letzten Act als Commandirender übt er dadurch aus, daß er Menou zum Gouverneur von Alexandrien und der umliegenden Provinz ernennt.

„Halten Sie tüchtig aus, mein lieber Menou," spricht er, „sobald ich nach Frankreich komme, hat die Herrschaft des leeren Geschwätzes ein Ende." —

„Aber General," gibt Menou zu bedenken, „das Mittelmeer ist übersäet von der englischen Marine. Was soll aus uns werden, wenn wir Sie verlieren?"

„Bah," erwiedert Bonaparte voller Zuversicht, „ich habe Gantheaume bereits die nöthigen Verhaltungsregeln gegeben. Wir halten uns möglichst nahe an der afrikanischen Küste, bis in die Gegend von Sardinien. Ich habe eine Hand voll Tapfere bei mir, etwas Artillerie. Wenn die Engländer Miene machen uns anzugreifen, lasse ich die Schiffe stranden. Ich werde zu Lande mit den Meinen Tunis, Oran oder einen andern Hafen erreichen und von da Mittel finden, wieder zu Schiffe zu gehen."

Unterdeß ist eine der Schaluppen gelandet, Bonaparte besteigt dieselbe und bald verschwindet sie im Dunkel der Nacht.

Jetzt beeilt sich Jedermann, ohne Unterschied des Standes, die übrigen anlangenden Schaluppen zu besteigen. Eine große Anzahl, um Platz zu finden, waten bis an die Knie im Wasser den Schiffen entgegen. Es gibt keine größere Furcht, als die, zurückbleiben zu müssen. —

In tiefe Schatten der Nacht gehüllt, ruht in einiger Entfernung das alte Alexandrien. Niemand ahnt daselbst, welch ein großes Ereigniß in seiner Nähe vor sich geht.

Die Schaluppen haben eine ziemliche Meeresstrecke zurückzulegen, bevor sie die Fregatten erreichen.

Es ist Nachts zwischen neun und zehn Uhr, den zweiundzwanzigsten August Eintausendsiebenhundertneunundneunzig, als Bonaparte den Bord des Schiffes besteigt, das den Cäsar und sein Glück nach Frankreich zurücktragen soll.

Dreizehntes Kapitel.

Unheimlich rauschte der Herbstwind in den immer lichter werdenden Bäumen und Gebüschen des Schlosses von Saint Maurice, von Zeit zu Zeit das herabgefallene Laub wirbelnd vor sich hertreibend, als die schöne Clemence, tiefen Gram auf dem gebleichten Antlitz, den Lockenkopf auf die Brust gestützt, schweigend nach der ersterbenden Landschaft hinausschaute.

Ninon, ihre Zofe und Gesellschafterin, welche am andern Fenster die goldenen Fäden des Flachses fleißig durch die Finger gleiten ließ, schien sich in nicht bes-

ſerer Stimmung als ihre Gebieterin zu befinden. Wenigſtens war ihr roſiger Humor, womit ſie ſo oft Clemence zu erheitern wußte, gänzlich verſchwunden und wahrhafte Erbitterung an deſſen Stelle getreten. Als Jugendgeſpielin des Fräuleins von Montreuil hatte ſie ſich das Recht erworben, ziemlich freimüthig zu ihr zu ſprechen, ſo wie ſie auch alle Angelegenheiten derſelben als die ihrigen betrachtete und mit Eifer verfocht.

Die trübe Stimmung Ninon's übte jedoch auf ihr Sprachorgan keineswegs einen ſtörenden Einfluß aus. Nichts war ihr unerträglicher als Schweigen, wo man blos das eintönige Schnurren des Spinnrades vernahm. Selbſt wenn ſie ganz allein für ſich war, mußte ſie ſprechen. Sie führte alsdann ganz anmuthige Dialoge mit abweſenden Perſonen oder ſummte ein Liedchen. Obſchon die gramgebleichte Clemence in ihren Antworten außerordentlich einſilbig war, ſo gab ſich Ninon doch die möglichſte Mühe, die nothdürftige Converſation im Gange zu erhalten. Wenn die Herrin gar nicht antwortete, ſprach ſie für ſich; ſo auch diesmal.

„Hartherziger Vater," ſprach ſie halblaut.

Clemence ſchaute fortwährend ſchweigend durch's Fenſter.

„Die einzige Tochter aufopfern zu wollen!"

Das Fräulein ſchwieg.

Eine Pauſe, wo man nur das Spinnrad hörte.

„Ich wüßte nicht, welcher Mann mir ſo unausſtehlich wäre, als der Chevalier," ſprach Ninon.

„Das weiß Gott," dachte ſeufzend Clemence.

„Wenn ich den Herrn Renouard dagegen halte."

Das Fräulein war derſelben Meinung.

„Ich glaube nimmermehr, daß er todt ist,“ fuhr Ninon fort.

„O gewiß,“ sprach Clemence, und die Thränen waren ihr nahe.

„Die Todesnachricht rührt ja vom Chevalier her und dem glaub' ich einmal nichts. Ich habe mir das zum Grundsatz gemacht.“

„Er würde außerdem gewiß einmal geschrieben haben,“ meinte die schöne Herrin.

„Geschrieben, das ist bald gesagt, das Meer ist breit und die abscheulichen Engländer fangen alle Briefe weg. Wir wissen ja kaum, wie es mit Herrn Bonaparte steht. Baptist würde sonst gewiß auch einmal geschrieben haben.“

Der arme Bursche ist vielleicht auch längst todt,“ sprach Clemence.

„Warum nicht gar,“ erwiederte Ninon, „den kenn' ich besser, der geht nicht so leicht dahin, wo Gefahr ist.“

„Wenn der Soldat commandirt wird, muß er sich auf den gefährlichsten Posten stellen.“

„Die gefährlichsten Posten, hab' ich mir sagen lassen, sind in der Regel die wichtigsten, wo Klugheit und Genie erfordert werden, und da stellt Bonaparte Baptisten gewiß nicht hin.“

Auch soll die Luft in Aegypten so heiß und gefährlich sein und manchen Franzosen hingerafft haben.“

„Nun, Hitze kann Baptist vertragen,“ tröstete Ninon; „wie oft mußte ihn sein Herr Vater mit dem Stocke hinter den Ofen hervorholen, weil er befürchtete, der Junge werde toll.“

„Du bist leicht getröstet,“ sprach Clemence sanft verweisend, „und ich weiß, daß Baptist Deinem Herzen keineswegs fremd ist.“

„Ich war ihm recht gut,“ gestand das Mädchen, „aber seit er ohne allen Abschied davon gelaufen, ist mein Herz gänzlich erkaltet.“

„Das denkst Du nur.“

„Nein, ganz gewiß, selbst wenn er wiederkommt, wird er nicht eher zu Gnaden angenommen, bis er fußfällig um Verzeihung gebeten. Uebrigens lebt er und befindet sich ganz wohl; ich kann darüber ganz ruhig sein.“

„Wie ist das zu verstehen?“ frug das Fräulein.

„Er hat mir einst das Versprechen gegeben, wenn er fern wäre und ihm ein Unglück oder gar der Tod zustieße, es durch ein Anzeichen mich wissen zu lassen. Bis jetzt ist aber Alles ruhig geblieben.“

Während Ninon noch beschäftigt war, die Gründe, warum sie wegen Baptist's Feldzug getröstet erscheine, ihrer trauernden Gebieterin auseinander zu setzen, trat der Herr von Montreuil in das Zimmer. Er machte mit der Hand ein Zeichen, daß sich die Dienerin entfernen solle, worauf er einigemal, gleichsam mit sich selbst kämpfend, im Gemache auf- und abging.

„Ich kann Dir's, meine Tochter,“ begann er endlich, „nach den letzten Briefen, die ich empfangen, nicht länger vorenthalten, daß mein Entschluß, hinsichtlich Deiner Vermählung mit dem Chevalier unwiderruflich gefaßt ist.“

Bei diesen mit aller Bestimmtheit gesprochenen Worten entwich der letzte Blutstropfen aus dem ohnehin gebleichten Antlitz des Mädchens. Es mußte sich an die Stuhllehne halten, um nicht umzusinken.

„Für den ersten Augenblick,“ fuhr Herr von Montreuil fort, „erhält diese Verbindung allerdings den Anschein einer Mesalliance; aber wenn ich die unermeßlichen Verdienste Deines künftigen Gatten um un-

ser erlauchtes Königshaus in Betracht ziehe, muß jede Tochter des alten Frankreichs sich's zur Ehre rechnen, diesem Manne die Hand zu reichen. Nicht nur, daß er, um die Flotte der Rebellen zu vernichten und ihre Rückkehr nach Frankreich unmöglich zu machen, dem Tod wiederholt kühn die Stirn geboten, so ist es seiner wahrhaft bewundernswürdigen Thätigkeit auch gelungen, die ganze Vendee wieder in Feuer und Flammen zu setzen und Frankreichs König, Ludwig dem Achtzehnten, den Weg nach seiner Hauptstadt zu bahnen. Der Chevalier steht wegen dieser außerordentlichen Verdienste bei unserm Monarchen in höchster Gunst und Gnade, so daß er unmittelbar nach Ludwig's Rückkehr nach Frankreich in den Grafenstand erhoben werden soll und am Hofe eine nicht unbedeutende und einer Montreuil nicht unwürdige Stellung einnehmen dürfte."

Clemence vermochte kein Wort zu erwiedern.

Montreuil schien für den Schmerz seiner Tochter nicht unempfindlich.

„Ich weiß, mein Kind," sprach er mild, „dem Herzen läßt sich nicht gebieten und wenn Du den Chevalier nicht lieben kannst, ist es ein großes Opfer, daß Du Deinem Vater und Deinem Könige bringst."

„Indeß", fuhr er nach einer Pause bestimmter fort, „was einmal nicht zu ändern ist, darein muß sich der vernünftige Mensch fügen. Ich habe hinsichtlich Deiner Hand dem Chevalier mein Wort gegeben und solches hat ein Montreuil nie gebrochen."

„Auch seh' ich nicht ein," sprach er nach einigem Bedenken, „worin das große Unglück bestehen sollte. Lacoste ist ein stattlicher Mann in den besten Jahren, von untadelhaften Sitten und anmuthigen Manieren, genießt das höchste Vertrauen unsers Monarchen, und

hat sich Verdienste erworben, die ihm in der Geschichte Frankreichs für alle Zeiten den ehrenvollsten Namen sichern. Ich bin überzeugt, daß er Dir eine Stellung bereiten wird, um die Dich manche junge Dame von nicht minder untadelhaftem Geschlecht beneiden dürfte."

Herr von Montreuil erschöpfte sich, seiner Tochter die mannichfachen Vortheile auseinanderzusetzen und die glänzende Zukunft auszumalen, die sich durch eine Verbindung mit dem Chevalier erwarteten, als im Schloßhofe plötzlich ein seltsamer Lärm entstand; Schloßbewohner und Dienerschaft liefen wie närrisch durch einander. Alle Welt umstand mit offenem Munde den ehrlichen Guiseppe, den Botenmann, welcher allwöchentlich die Zeitungen aus dem unfern gelegenen Montelimart nach Saint Maurice brachte, und verschlang die Nachrichten, die er mittheilte, mit freudiger Hast, wie ein neues Evangelium. Dann schwenkte man die Mützen hoch in die Luft, umarmte sich und legte durch die lebhaftesten Geberden, wie sie den Südfranzosen eigenthümlich sind, die unverholenste Freude an den Tag.

„Ist das Volk närrisch geworden?," frug finster Herr von Montreuil, der vom Fenster aus eine Zeitlang dem allgemeinen Freudenrausche zuschaute. „Es muß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben."

Mit diesen Worten verließ er schnell das Gemach, um sich nach der Ursache des ungewöhnlichen Auftritts zu erkundigen. Kaum aber war er fort, als Ninon mit freudeglänzenden Augen hereinstürzte.

„Nun wird noch Alles gut," rief sie einmal über das andere; „der General Bonaparte ist aus Aegypten wiedergekommen."

„Wie?" frug Clemence und einige Röthe überzog

das bleiche Antlitz, „ist es möglich, der General Bonaparte! Wie, und seine Armee?“

„Alles angekommen, wohlbehalten und glücklich,“ erwiederte Ninon, „ganze Schiffe voll; in Frejus sind sie an's Land gestiegen; Guiseppe hat die Nachricht soeben funkelnagelneu aus Montelimart gebracht; Alles ist in unbeschreiblichem Jubel!“

„Die ganze Armee ist zurückgekehrt?“ frug Clemence, die ihren Ohren nicht mehr traute, „sprich, Ninon!“

„Alles mit Sack und Pack, wie gesagt, ganze Schiffe voll,“ bestätigte das Mädchen; „da sind Herr Renouard und Baptist gewiß dabei. Ei, die werden erzählen können! Ob Baptist nur gewachsen ist. Aber sein Davonlaufen ohne Abschied ist ihm trotzdem nicht geschenkt, und wenn er noch so groß geworden ist.“

Während fast Jedermann ob der unerwarteten Rückkehr des gefeierten General Bonaparte die ungeheucheltste Freude an den Tag legte, schritt Herr von Montreuil, die Stirn voll finsterer Wolken, in seinem Zimmer heftig auf und ab.

„Es ist nicht möglich,“ rief er wiederholt, „es ist ein Mährchen; das Meer ist von englischen Schiffen übersäet, wo will er eine Flotte herbekommen haben? Ein Wahn, ein Phantom hat das Volk bethört.“

Er klingelte; ein Diener erschien.

„Persil,“ sprach der Gebieter von Saint Maurice, „soll sogleich mein schnellstes Roß besteigen und nach Montelimart reiten. Er soll auf der Post und beim Maire über das einfältige Geschwätz, das den Leuten den Kopf verdreht, Erkundigungen einziehen.

Der Diener entfernte sich.

„Und wenn es wahr wäre!“ fuhr Montreuil in

seinem Selbstgespräche fort, „welch' ein Schlag aus heiterm Himmel; doch nein — nein — es ist nicht möglich, nicht möglich; die Zeit der Wunder ist vorüber.“

Wieder ging er schweigend auf und ab; da tönte Rossesstampfen vom Schloßhofe herauf. Montreuil eilte an's Fenster.

„Ha, der Chevalier!“ rief er erschrocken, was soll das bedeuten? Ich glaubte ihn in Poitiers.“

Er eilte hinab, den Ankommenden zu empfangen. Lacoste trat ihm bleich und verstört entgegen.

„Um Gotteswillen, Chevalier, welch' Unglück ist Euch widerfahren?“

„Wißt Ihr schon das Unerhörte?“ frug dieser im höchsten Grade der Aufregung.

„Doch nicht etwa das Märchen von Bonaparte's Landung?“

„Wollte Gott, es wäre ein Märchen.“

„Wie, Chevalier, wär's möglich?“ rief Montreuil, und faßte Lacoste convulsivisch am Arme; „doch kommt, folgt auf mein Zimmer; mir ist Alles wie ein Traum.“

„Um so schrecklicher wird das Erwachen sein,“ versetzte dumpf der Andere. „Heiliger Himmel, wer hätte das geahnt!“

Die Beiden waren auf dem Gemache das Schloßherrn angelangt.

„Nehmt Platz,“ mahnte der Erstere, „kommt zu Euch, erzählt!“

„Ich befand mich vor ungefähr zwölf Tagen,“ begann der Chevalier, „auf dem Schlosse des Herrn von Larochejaquelins, um die letzten Dispositionen für den Aufstand der Vendee zu treffen, als ich einen Brief von Corsika erhalte, worin mir gemeldet wird, daß

Bonaparte Aegypten verlassen und auf dem Wege nach Frankreich sei. Bei meiner genauen Kenntniß der englischen Streitkräfte auf dem Mittelmeere muß ich ob dieser Nachricht hellauf lachen. Ich konnte sie für nichts Anderes, als für eines der zahllosen Märchen halten, die tagtäglich über die ägyptische Expedition in Umlauf gesetzt werden. Nach ungefähr acht Tagen erhalte ich ein zweites Schreiben, nach welchem Bonaparte auf der Höhe von Corsika angelangt sein soll. Wiewohl ich auch diese Nachricht für einen Scherz halte, den man meinem Agenten gespielt hat, glaube ich doch den englischen Commodore, der die Küste Frankreichs zu beobachten hat, von dem Gerücht in Kenntniß setzen zu müssen. Dieser concentrirt in Folge meines Schreibens seine Schiffe vor dem Hafen von Toulon, als ob ein französisches Schiff an keinem andern Punkte landen könne; während dem steigt Bonaparte zu Frejus wohlbehalten an's Land."

„Dieser Mensch muß mit dem Satan im Bunde stehen," rief Herr von Montreuil.

„Man sollte es glauben," entgegnete Lacoste; „ich begreife zur Stunde noch nicht, wie es möglich war, den Engländern zu entgehen; gleichwohl ist das Unglaubliche geschehen. der Schlag gefallen und an uns ist es, die schleunigsten Maßregeln zu ergreifen. Ohne Bonaparte's Rückkehr saß Ludwig der Achtzehnte binnen Mondenfrist auf dem Throne von Frankreich."

„Mit wie viel Schiffen ist denn dieser Mensch gelandet?" erkundigte sich der Schloßherr, der das große Ereigniß noch immer nicht zu fassen vermochte.

„Mit zwei Fregatten und einem kleineren Schiffe; die Bemannung bestand aus ein paar hundert Guiden, einigen Generalen und Gelehrten. Vierzig Tage lang soll man unterwegs gewesen sein."

„Demnach hat er seine ganze Armee im Stich gelassen?"

„So ist es," erwiederte Lacoste; „unbestritten glaubt er, daß Frankreich ein günstigeres Terrain für seinen Ehrgeiz darbietet als das wüstenreiche Aegypten."

„Und welche Maßregeln haben wir zu nehmen?" frug Montreuil.

„Hier bleibt nur ein Mittel übrig," gab Lacoste zur Antwort, „er muß unschädlich gemacht werden. Erreicht er lebendig Paris, so sind wir verloren."

„Allerdings," gestand Montreuil nach einigem Nachdenken, „hier heißt es aut, aut; entweder Er oder Wir. Indeß halte ich es für eine Unmöglichkeit, sich während der Reise seiner Person zu bemächtigen."

„Die nöthigen Vorkehrungen sind bereits getroffen," versetzte Lacoste aufstehend; „ich eile direct nach Grenoble, welche Stadt er noch nicht passirt hat. Sechs unternehmende Kerle, die für einige Tausend Franken den Teufel aus der Hölle holen, warten dort meiner Befehle. So viel mir bekannt, sind blos ein General und zwei Diener seine Begleiter. Die gebirgige Gegend der Dauphiné ist wie geschaffen zu einem romantischen Raubanfall. Lebt jetzt wohl, empfehlt mich meiner schönen Braut, der mich vorzustellen mein bestäubtes Reisecostüm und die wenig zugezählten Augenblicke mich verhindern. Hoffentlich bin ich bald wieder hier und habe dem Hause Bourbon und England einen dankenswerthern Dienst geleistet, als durch die Zerstörung der französischen Flotte."

Vergebens waren die Bitten Montreuil's, daß sich der Chevalier noch einige Ruhe vergönnen möchte. Lacoste ließ sich nicht länger halten und trabte in

wenig Minuten mit seinem Reitknecht wieder durch das Schloßthor von Saint Maurice.

Unfreundlich pfiff der Wind von den Gebirgen der Dauphiné herüber, als Lacoste, das kleine Dorf Saint Maurice im Rücken, die einsame Straße nach Montelimart dahin trabte. Der Himmel war trübe; von Zeit zu Zeit schlugen kalte Regentropfen in das Gesicht des Reiters, dessen Innerstes von den unheimlichsten Gedanken erfüllt war. Um das Interesse des durch die Revolution gestürzten Königshauses und somit zugleich sein eigenes zu fördern, war dieser Mann zum blutigsten Verbrechen aufgelegt. Dem jesuitischen Grundsatze zugethan, daß der Zweck das Mittel heilige, gehörte er zu den gefährlichsten Menschen, eben weil ihm Nichts heilig war.

Obschon er in Aegypten durch Nurmahal's Kugel tödtlich verwundet worden, war es den befreundeten Arabern dennoch gelungen, ihn zu retten. Nachdem er eine Zeitlang unter ihnen gelebt, erreichte er glücklich ein englisches Schiff. Von jetzt an hatte er wenig Lust mehr, in Aegypten dem verhaßten Renouard nachzustellen. In der Hoffnung, daß dieser sobald nicht nach Frankreich zurückkehren werde, benutzte er die Gelegenheit, nach Corsika unter Segel zu gehen, von wo es ihm bald gelang, Frankreich zu erreichen. Mit einem eigenhändigen Briefe Nelson's versehen, worin seiner thatkräftigen und umsichtigen Mitwirkung der Untergang der französischen Flotte von Abukir hauptsächlich zugeschrieben ward, begab sich Lacoste nach Saint Maurice, um den Lohn für seine Thaten, die Hand der engelschönen Clemence, sich auszubitten. Herr von Montreuil, welcher, wie wir früher gesehen haben, dem Chevalier sein Wort gegeben, zögerte auch im geringsten nicht, dasselbe zu

halten, nur bat er, daß mit der Verbindung noch ein Jahr gewartet werden möchte, weil Clemence noch zu jung sei; im Grunde aber hoffte Montreuil, während dieser Zeit den Widerwillen seiner Tochter gegen den Chevalier zu besiegen. Lacoste ließ sich diese Verzögerung gefallen und begab sich nach der Bocage, wo er einen Aufstand zu Gunsten der Bourbonen mit solchem Geschick zu organisiren verstand, daß in Kurzem die ganze Vendé wieder in Feuer und Flammen stand, welches das ohnehin schwache Directorium erzittern machte.

Der Chevalier mochte ungefähr zwei Stunden geritten sein, bereits begann der Abend hereinzubrechen, als er bei dem Schmiedehäuschen anlangte, das auf der Mitte des Wegs zwischen Montelimart und Saint Maurice gelegen war. Ein Reiter war hier abgestiegen, der das locker gewordene Hufeisen seines Pferdes festschlagen ließ. Der Chevalier war eben im Begriff weiter zu reiten, als er seinen Namen rufen hörte.

„Welch Glück!" rief der Reiter, der abgestiegen und eilig auf Lacoste zukam, „eben bin ich im Begriff, einen Brief an Saint Julien in Toulon an Euch nach Saint Maurice zu befördern."

„Kennt Ihr mich denn?" frug der Chevalier, und musterte den Fremden vom Kopf bis zu Fuß.

„Wie sollt' ich nicht," erwiederte der Reiter und suchte ein Schreiben aus seinem Portefeuille, „hab' ich Euch doch mehr als einmal im Hause meines Herrn von Saint Julien die Morgenpfeife angezündet."

Jetzt entsann sich auch Lacoste der Gesichtszüge des Mannes; er stieg ab und ging an den Herd der Schmiede, wo ein helles Feuer brannte, um den Brief, auf dessen Adresse die Worte „sehr dringend" standen, zu erbrechen und zu lesen.

Aber je länger er las, desto bleicher ward sein Gesicht, trotz der Röthe, die die Flammen des Herdes darauf zurückwarfen.

„Bonaparte hat seinen Weg," hieß es in dem Schreiben, „über Dijon genommen; der Barbar hat alle Quarantainemaßregeln in den Wind geschlagen, und wenn Europa von der Pest heimgesucht wird, trägt kein Mensch, als er, die Schuld. Zugleich muß ich Dich benachrichtigen, daß Dein Rival bei der schönen Clemence, der Bataillonschef Camille Renouard, ein Liebling Bonaparte's, wie man sagt, gleichfalls an's Land gestiegen, sich Urlaub erbeten, um seinem Onkel und Vormund, Deinem künftigen Schwiegervater, einen Besuch in Saint Maurice abzustatten. Morgen oder übermorgen wird er in Begleitung eines Mohrenknaben dahin abgehen. Ich glaube, diese letztere, Deine Familienangelegenheiten betreffende Nachricht Dir nicht vorenthalten zu dürfen und zeichne u. s. w."

„Tod und Teufel!" schrie Lacoste, sich vor die Stirn schlagend, „hat sich die ganze Hölle gegen mich verschworen? Treten mir diese beiden Buben auch hier zu Lande in den Weg?"

Er hielt den Brief convulsivisch in der Hand geballt und schritt in höchster Aufregung auf und nieder. In seinem Innern kämpfte es fürchterlich. Endlich hat er seinen Entschluß gefaßt.

„Und wenn die Bourbonen nimmer den Thron Frankreichs besteigen," sprach er zu sich, „Renouard darf lebend nicht nach Saint Maurice kommen."

Nachdem er den Boten seines Agenten Saint Julien verabschiedet, wandte er sich zu seinem Reitknecht.

„Reite scharf voraus nach Montelimart," sprach

er, „und bestelle mir Nachtquartier im Gasthofe zum Löwen. Wir reiten nicht nach Grenoble.“

Vierzehntes Kapitel.

Es war zwei Tage später, als Camille Renouard, der auf dem Schlachtfelde von Abukir von Bonaparte zum Bataillonschef ernannt worden, von dem treuen Nurmahal begleitet, einsam die Straße daher ritt, welche auf dem linken Rhoneufer von Avignon nach Montelimart führt. Melancholisch spielte der Herbstwind in den Kronen der ehrwürdigen Buchen, die zu beiden Seiten der Straße standen, und der in den Frühlings- und Sommermonaten so reizend blaue Himmel der Provence war in der späten Jahreszeit kaum wieder zu erkennen. Eintönig zog sich trübes, nasses Gewölk von Horizont zu Horizont.

„Aber sage mir, Nurmahal,“ begann Camille, nachdem die Beiden lange schweigend, Jeder in seine Gedanken vertieft, neben einander her geritten waren, „Du bist, seit wir den Boden meines geliebten Frankreichs betreten, gar nicht der heitere Freund mehr, wie im ägyptischen Lande; fast möcht' ich in dieser Hinsicht es bereuen, von der Erlaubniß Bonaparte's Gebrauch gemacht zu haben, ihn nach der Heimath begleiten zu dürfen.“

„Hab' ich nicht gerechte Ursache traurig zu sein,“ erwiederte nach einer Pause der Knabe, „da ich Dich in Kurzem werde verlassen müssen?“

„Du mich verlassen?“ frug Renouard erschrocken

und hielt sein Pferd an. „Nurmahal, was muß ich hören! Nichts soll mich hienieden von Dir, meinem Lebensretter, trennen."

„Hoffentlich," fuhr er fort, „daß sich meine Zukunft jetzt freundlicher gestaltet; auch Dir soll sie es werden. Hast Du die Stunden der Drangsal und Gefahr mit mir getheilt, sollst Du auch die bessern und frohen Stunden mit mir theilen. Von einem dienstlichen Verhältniß ist schon lange zwischen uns keine Rede mehr; sie wird es auch ferner nicht sein; Du bist auch fortan mein Freund, mein Bruder."

„Eben weil die Gefahren vorüber," versetzte halblaut Nurmahal, „halt' ich meine Mission für beendet."

„Ein guter Engel," sprach Renouard, „soll uns auch in den Stunden des Glücks nicht verlassen."

„Wie Gott will!" erwiederte Nurmahal mit frommer Ergebung; „doch sagt mir eine Ahnung, daß wir uns bald werden trennen müssen."

„Ich bitte Dich, Kind, stimme mich nicht traurig, laß uns dieses Gespräch abbrechen; laß uns lieber freudig sein und Gott danken für die wunderbare Errettung und Erhaltung auf der langen Meerfahrt. In der That ein bewunderungswürdiger Glücksstern muß auf dieser Reise geleuchtet haben, daß wir nicht einem einzigen der zahlreichen feindlichen Schiffe in die Hände geriethen."

„Es war der Glücksstern Bonaparte's, der uns leuchtete," sprach Nurmahal.

„Möge er auch ferner dem großen Helden leuchten," rief Renouard. „Niemand wird ihn nöthiger haben, als er, zumal in einer Zeit, wo das schöne Frankreich wieder eine Beute der Anarchie zu werden droht und das Volk in Bonaparte den alleinigen

Retter erblickt. Diese allgemeine Stimme sprach sich gleich bei unserer Landung auf das Unzweideutigste aus. Ward der General nicht wie ein Abgesandter des Himmels begrüßt?"

„Er ist groß, wie die Welt! rief der tapfere General Kleber," sprach Nurmahal, „und nie ist wohl ein wahreres Wort gesprochen worden."

„Er kam mein Leben verlangen," rief Renouard, „und ich geb' es mit Freuden, und so denken Tausende."

„Bin ich ihm doch ganz besonders verpflichtet," fuhr Camille fort, „für das werthvolle Geschenk von fünftausend Franken, die er mir unmittelbar nach meiner Ernennung zum Bataillonschef zustellen ließ. Ein junger Offizier muß einen Groschen Geld in der Tasche haben, um sich für die rauhen Stunden der Entbehrung auch einige frohe verschaffen zu können, ließ er mir durch den Adjutanten sagen, der mir die erwähnte Summe zustellte. Auch mag ich wohl gestehen, daß mir dieser Zuschuß erwünscht kam. Er setzt mich in den Stand, eine alte Schuld abzutragen, die mir immer recht am Herzen gelegen hat."

„Ich habe Dir schon früher," sprach er weiter, „von dem Darlehn gesprochen, das mir in Saint Maurice auf so wunderbare Weise zugestellt wurde und wodurch ich in den Stand gesetzt ward, dem ägyptischen Feldzug beizuwohnen. Du hast mir nun, guter Nurmahal, in so mancher Verlegenheit helfend zur Seite gestanden, wenn Du mir nur auch dazu förderlich sein wolltest, meinen unbekannten Gläubiger, der nichts wieder von sich hat hören lassen, ausfindig zu machen."

„Da er die Summe nicht zurückverlangt," erwiederte Nurmahal, „und überhaupt die ganze Sache

vergessen zu haben scheint, so braucht er wahrscheinlich das Geld nicht. Unfehlbar ein reicher Mann, der Gefallen an Euch gefunden und Euch in der Welt hat wollen forthelfen; vielleicht Euer Vormund, Herr von Montreuil selbst."

„Dieser gewiß am allerwenigsten," sprach Renouard kopfschüttelnd.

„Wohlan," rieth Nurmahal, „so würde ich mir darüber den Kopf im geringsten nicht zerbrechen. Habt Ihr doch das Geld nicht verlangt. So er sich nicht entdeckt, braucht Ihr auch an keine Rückzahlung zu denken; allwissend ist der Mensch nicht."

„Aber diese Angelegenheit macht mir Unruhe," meinte Renouard; „es ist ein unangenehmes, drückendes Gefühl, Jemandem Wohlthaten schuldig zu sein und den Dank dafür nicht abstatten zu dürfen."

„Wißt Ihr denn," frug Nurmahal, „ob er Dank verlangt? Es kann ja mit diesem Gelde eine ganz eigene Bewandtniß haben. Ich rathe Euch, es der Zeit, die schon so manches Räthsel gelöst hat, zu überlassen, die Sache aufzuklären; einen bessern Rath weiß ich nicht zu geben. Um aber wieder auf die große Liberalität Bonaparte's zu kommen, so müßt Ihr einen außerordentlichen Stein im Brete bei ihm haben; denn daß er auf Euer Fürwort dem guten Professor Larossossinier sammt dem ehrlichen Baptist erlaubte, von der so beschränkten Schiffsgelegenheit Gebrauch zu machen, scheint mir eine noch höhere Gunstbezeugung, als selbst die fünftausend Franken."

„Allerdings," gestand Renouard, „zumal dieselbe Gunst mehren renommirten Gelehrten abgeschlagen worden war. Auch würde ich meine Bitte gar nicht gewagt haben, wenn mir Larossossinier nicht zugeschworen

hätte, daß ein längerer Aufenthalt in dem von der Pest angesteckten Lande sein Tod sei. Schon die Furcht allein brächte ihn um."

„Wo mag er nur hingekommen sein?" frug Nurmahal. „Ich habe seit Frejus weder ihn noch Baptist gesehen."

„Der Professor hat einen Abstecher nach Avignon gemacht," erwiederte Camille, „woselbst es bedeutende römische Alterthümer geben soll. Da ihm Baptist von einem uralter Heidenaltar erzählt hat, der in der Nähe von Saint Maurice im Gebüsch begraben liegt, so können wir leicht wieder mit ihnen zusammentreffen. Außerdem finden wir uns sicher in Paris."

Während Camille und Nurmahal auf diese Weise sich unterhielten, ward die Gegend immer waldreicher und gebirgiger.

„In so später Jahreszeit," meinte Renouard, „ist von der goldnen Provence nicht viel zu erblicken; höre nur, Nurmahal, wie der Wind unheimlich in den hohen Gipfeln rauscht!"

„Die Wolken ziehen mit geflügelter Eile vorüber," versetzte der Knabe, „es ist, als ob sie schönern Himmeln zueilten."

„Das letzte gelbe Laub kräuselt von den Bäumen."

„Es geht Alles zu Grabe," sprach Nurmahal; „dieses Laub hat seinen schönen Frühling gehabt, wo es grün und golden der Maisonne entgegen lächelte. Wer seinen Frühling gekostet, bestand er auch nur aus ein paar goldnen Sonnenblicken, mag getröstet sterben."

„Wie öd' und einsam die Gegend rings umher," meinte Renouard, „nirgends ein Haus, eine Hütte, nirgends ein menschlich Wesen."

„Der Boden ist bereits zu gebirgig," versetzte

Nurmahal, „als daß er den Fleiß seines Bebauers belohnen sollte. Uebrigens weht die Luft in diesen Bergen gewiß auch in den wärmern Monaten rauh, da man nirgends einen Fruchtbaum erblickt.“

Der Weg, welcher eine lange Strecke durch dürftiges Gebüsch und öde Heidegegend geführt hatte, bog jetzt in eine Felsschlucht ein, die nach dem großen und schönen Thale hinabführte, durch welches die majestätische Rhone fließt.

Der Eingang in die Schlucht war so abschreckend, daß Renouard's Roß fast Anstand nahm, vorwärts zu gehen. Erst durch die Sporen konnte es bewogen werden, die Reise fortzusetzen.

Bei dem kleinen Falben Nurmahal's war der Sattelgurt locker geworden, so daß sich sein Reiter genöthigt sah, abzusteigen, um dem Uebel abzuhelfen.

Unterdessen war Camille in die Schlucht eingeritten und den Blicken seines Begleiters entschwunden. Kaum aber saß Nurmahal wieder im Sattel, als mehrere Schüsse, die sich rasch auf einander folgten, an sein Ohr schlugen. Augenblicklich gab er seinem Renner die Sporen und jagte seinem Herrn nach. Aber welch eine Scene stellte sich seinen Blicken dar! Renouard's Pferd lag erschossen am Boden, während er selbst sich gegen drei Männer mit geschwärzten Gesichtern auf das Heldenmüthigste vertheidigte.

Ohne sich zu bedenken, feuerte Nurmahal seine zwei Pistolen auf die Mörder, wodurch einer zu Boden gestreckt ward; den zweiten warf Renouard's Damascener darnieder, worauf der dritte die Flucht ergriff.

Camille athmete nach dem schweren Kampfe tief auf, als ein neuer Schuß, von unsichtbarer Hand abgefeuert, ihn schwer verwundete. Es ward Nacht vor seinen Augen, die Sinne entschwanden und er

sank bewußtlos zusammen. Sein Blut benetzte die kalte Erde.

Ein gellender, herzzerschneidender Wehruf durchdrang die Luft. Er kam von Nurmahal, welcher verzweifelt auf den Gefallenen sich stürzen wollte, als eine zweite Kugel ihn selbst traf. Seine Knie brachen; auch er sank zu Boden.

Noch hatte sich der Pulverdampf nicht verzogen, als der unsichtbare Schütze, der Chevalier Lacoste, einen blanken Hirschfänger in der Hand, hinter einer Felsenecke hervortrat

Mit Zufriedenheit überschaute er sein Werk.

„Endlich," sprach er mit entsetzlicher Ruhe und schritt langsam auf die Gefallenen zu, um, damit er seiner Sache gewiß sei, Renouard den scharfen Stahl in die Brust zu stoßen.

Nurmahal, obschon seine schönen Augen sich zu umschleiern begannen, gewahrte das Herannahen des Furchtbaren. Er ahnte die Absicht; seine tiefinnerste Seele erbebte. Mit übermenschlicher Kraft raffte er sich empor und in demselben Augenblicke, als Lacoste den Hirschfänger zum Todesstoße über Renouard's Brust emporhob, taumelte er, von Nurmahal's Dolche getroffen, geisterbleich zurück.

„Schwarze Bestie," knirschte er, und gab mit letzter Wuth den Stoß zurück, worauf er leblos zu Boden fiel. Auch der schwer getroffene Nurmahal sank dahin; doch blieb ihm noch so viel Kraft, sich bis zu dem in tiefer Ohnmacht liegenden Renouard zu schleppen, auf dessen Brust er sein todtmüdes Haupt legte.

Tiefes Schweigen sank auf das Feld des Mordes hernieder; nur im fernen Walde rauschte der Herbststurm. —

Funfzehntes Kapitel.

Als Renouard nach wochenlanger, schwerer Krankheit und tiefer Bewußtlosigkeit zum ersten Male die Augen aufschlug, schaute er in das Engelsantlitz eines Mädchens. Es war Clemence, die über ihn gebeugt mit seliger Freude die aufkeimende Genesung in den bleichen Zügen des geliebten Freundes beobachtete.

„Wo bin ich?" frug er mit leiser Stimme, aus einem schweren Traume erwachend.

„In Saint Maurice, guter Camille," erwiederte sanft und freundlich das Mädchen.

„Wo ist Nurmahal?" frug Renouard weiter, „warum verläßt er mich?"

Ueber Clemence's Gesicht legte sich bei diesen Worten ein Schatten von Wehmuth; sie glaubte, der Kranke rede wieder irre; aber der Professor Larossossinier, welcher an der andern Seite des Bettes saß und die Hand prüfend an Renouard's Puls gelegt hatte, winkte beruhigend.

„Er meint seinen Diener, den Mohrenknaben," sprach er leise, und zu dem Kranken gewendet: „der treue Nurmahal ist Euch bereits nach Paris vorausgeeilt, um für Eure Ankunft Alles vorzubereiten."

„Sieh da," versetzte Camille lächelnd mit schwacher Stimme, „der Professor; aber Nurmahal hätte mich nicht verlassen sollen."

„Er wird bald wieder bei Euch sein," tröstete Larossossinier.

Camille wollte weiter sprechen, aber die Kräfte versagten ihm. Ermattet schlossen sich seine Augen und der frühere bewußtlose Zustand trat von Neuem ein.

Ob dieser neuen Ohnmacht fielen die Blicke des

Mädchens voll liebender Angst auf den Professor; doch dieser tröstete.

„Die Sache hat nichts auf sich," sprach er; „bei der großen Schwäche des Kranken sind Erscheinungen dieser Art kein Wunder. Lassen wir ihn ruhen. Die Krisis ist glücklich überstanden und nichts mehr zu befürchten. Binnen vierzehn Tagen ist er vollkommen hergestellt."

Während Clemence und der Professor sich über den Zustand des verwundeten Renouard leise unterhielten und Ersterer wiederholt versicherte, daß bei der ungeschwächten Jugendkraft des Kranken schlechterdings keine Gefahr mehr vorhanden sei, öffnete sich geräuschlos die Thür und Herr von Montreuil ward sichtbar. Er winkte dem Professor und verschwand mit derselben Behutsamkeit, mit welcher er gekommen war.

Als Larossossinier Herrn von Montreuil auf dessen Zimmer gefolgt war, mußte er sich niedersetzen und der Schloßherr ging wiederholt auf und ab. Er schien dem Professor Mittheilungen machen zu wollen und noch nicht mit sich einig, wie er den Anknüpfungspunkt finden sollte. Endlich blieb er vor dem Professor stehen und ergriff dessen Hand.

„Ich habe Euch," begann er, „in der kurzen Zeit Eures Hierseins als einen so durchaus rechtschaffenen Mann kennen gelernt, daß ich mich gewiß nicht täusche, wenn ich in einer Angelegenheit, bei der es sich um mein Wohl und Wehe handelt, Vertrauen zu Euch fasse." —

Larossossinier macht ein verbindliches Compliment, obschon er nicht begriff, was Herr von Montreuil mit den letztern Worten sagen wolle.

„Was soll ich Euch's länger verschweigen," fuhr der Schloßherr fort, „da es selbst der Regierung kein

Geheimniß mehr ist; kurz ich bin bei dem letzten Aufstande in der Vendée auf das empfindlichste compromittirt."

Der Professor, welcher sich in seinem ganzen Leben nicht um Politik bekümmert hatte, begriff abermals nicht, was er bei dieser Sache thun könne.

„Wenn die Regierung von ihrem Rechte und ihrer Gewalt Gebrauch macht," sprach Montreuil, „bin ich verloren, und nur schleunige Flucht nach England kann mich retten."

„Das wolle der Himmel nicht," rief voller Theilnahme Larossossinier, „daß Ihr gezwungen würdet, das Land Eurer Väter, das schöne Frankreich zu verlassen."

„Offen gestanden," versetzte Herr von Montreuil, „auch ich kenne als Franzose nichts Schrecklicheres, als dem Vaterlande den Rücken kehren zu müssen. Nachdem ich die royalistische Sache für eine verlorene erkenne, würde ich, um im Vaterlande verbleiben zu können, mich gern von dem dornenvollen Felde der Politik und Parteiung zurückziehen und mit dem Leben eines einfachen Privatmannes vorlieb nehmen."

„Bei solchen friedfertigen Gesinnungen," erwiederte Larossossinier, „wird Euch die Regierung gewiß kein Hinderniß in den Weg legen, zumal jetzt Bonaparte ein Wort mit zu sprechen hat, der gern die Parteien zu versöhnen wünscht."

„Fast möchte ich Dasselbe glauben," meinte der Schloßherr, „denn wenn die Regierung feindselig gegen mich verfahren wollte, müßte sie längst ihre Maßregeln ergriffen haben."

Der Professor versank bei diesen Worten in Nachdenken. Ein Gedanke schien sein Inneres zu erhellen.

„Da geht mir ein Licht auf," rief er freudig; „ist nicht Renouard, welchen Ihr, nachdem er schwer ver-

wundet einige Meilen von hier gefunden worden, auf das gastfreundlichste aufgenommen, Euer Vetter und zugleich ein Liebling Bonaparte's?"

„Auch ich ahne einen solchen Zusammenhang," versetzte Montreuil, „und ich muß gestehen, daß mich eine solche rücksichtsvolle Aufmerksamkeit mehr als alles Andere dem General Bonaparte verpflichten könnte."

Der Schloßherr ging nach diesen Worten mehrere Male schweigend auf und ab.

„Ich wiederhole es," fuhr er fort, „ich hege keine Feindseligkeit mehr gegen das gegenwärtige Regiment; selbst einer Versöhnung bin ich nicht abgeneigt. Gleichwohl begreift Ihr, daß ich als ein zeitheriges Parteihaupt des gestürzten Royalismus nicht —"

„Entgegen kommen könnt," fiel Larossossinier eifrig ein; „wohlan, man soll Euch entgegenkommen, und darauf verlaßt Euch. Ich eile unverzüglich nach Paris; es ist zwar meine erste politische Mission, doch obschon ich nichts von Diplomatie verstehe, weiß ich doch soviel, daß sie mir diesmal nicht mißlingen wird. Mit den meisten dermaligen Regierungshäuptern bin ich persönlich befreundet und mit Bonaparte rede ich im Namen Renouard's."

„Wackrer Mann," erwiederte der Schloßherr bewegt, auf den Professor zutretend und ihm die Hand drückend. „Ihr sprecht einen meiner innigsten Wünsche aus. Ich werde Euch immer für Euern Dienst verpflichtet bleiben, selbst wenn er das gewünschte Resultat nicht haben sollte."

„Er wird es haben," sprach Larossossinier aufstehend; ich gehe, um Alles für die schleunige Reise vorzubereiten."

Von Montreuil geleitet, schritt er eilfertig nach der Thür. Plötzlich blieb er stehen.

„Noch Eins," sprach er; „wenn ich mich einiger frühern vertraulichen Aeußerungen des Herrn Renouard erinnere und gegenwärtig die Angst und die Sorgfalt des Fräuleins von Montreuil um den Kranken dagegen halte, scheinen die beiden jungen Leutchen größeres Interesse für einander zu hegen, als es die gegenseitige Verwandtschaft gerade nöthig macht. Darf ich als diplomatischer Agent von diesem liebenswürdigen Punkte Kenntniß haben?"

„Wenn sich die Herzen verstehen," erwiederte der Herr von Montreuil, „habe ich gegen eine dereinstige Verbindung nichts einzuwenden. Kann ich doch gegen Gott nicht dankbar genug sein, daß er mich von einem meuchelmörderischen Schwiegersohn, dessen Mordanfall mir allein das Treiben der Royalisten, deren Agent er war, verbittern könnte, befreit hat."

„Victoria!" rief Larossossinier freudig, „nun heißt es erst bonis avibus! Gelobt sei der Heidenaltar, der mich nach Saint Maurice geführt hat."

Er beurlaubte sich bei Herrn von Montreuil und bald sah man sein flottes Fuhrwerk den Schloßhof verlassen und die Straße nach Paris einschlagen.

Sechzehntes Kapitel.

Nach einigen Wochen war Camille vollkommen hergestellt. Die letzten Zeiten seiner Wiedergenesung gehörten zu den seligsten seines Lebens. Von einem Engel umschwebt, lebte er im Himmel und nur ein Gedanke trübte seinen beneidenswerthen Zustand, es

war der an Nurmahal. Es verging kein Tag, wo er nicht wiederholt von seinem jungen Freunde sprach und sich angelegentlich erkundigte, ob derselbe nicht bald von Paris zurückkehren werde und warum er nicht schreibe.

Endlich konnte man nicht umhin, den Wiedergenesenen mit dem traurigen Schicksal des treuen Dieners bekannt zu machen. Clemence selbst übernahm das schwere Geschäft und erzählte ihm so schonend wie möglich, wie er (Camille) und Nurmahal schwer verwundet und im bewußtlosen Zustande vom Pfarrer Benedictus, den sein Beruf des Wegs daher geführt, gefunden und nach dem Pfarrhause des Dörfchens Melani gebracht worden sei. Das Gerücht von der grausenerregenden That sei nach Saint Maurice gedrungen, worauf ihr Vater sich sogleich aufgemacht und in dem einen der Schwerverwundeten seinen Mündel erkannt habe. Zugleich sei durch einen der entsprungenen Meuchelmörder, der von den Gerichten eingefangen worden, an den Tag gekommen, daß der Chevalier Lacoste die Mordgesellen zur Vernichtung Renouard's gedungen habe.

„Seit mein Vater," fuhr Clemence in ihrer Erzählung fort, „sich von der Wahrheit dieser Aussage überzeugt hatte, war sein Sinn ganz umgeändert. Von dem Chevalier, der in der Stille beerdigt wurde, war keine Rede mehr, und meines Vaters eifrigstes Bestreben ging nur dahin, Euch zu retten. So wie Eure Wunden es einigermaßen erlaubten, trug er Sorge, daß Ihr nach Saint Maurice gebracht wurdet. Leider erlaubten die schweren Wunden Eures Dieners ein Gleiches nicht. Er verschied nach einigen Tagen im Pfarrhause von Melani unter dem Gebete des frommen Pater Benedictus."

Kaum hatte Clemence diese Worte gesprochen, als bei Camille die hellen Thränen hervorbrachen. Er rang die Hände und Nichts vermochte seinen unendlichen Schmerz zu stillen. Vergebens waren alle sanften Trostworte von Seiten des Geliebten. Sie gingen ungehört an Camille's Ohr vorüber.

So wie der erste Schmerz sich etwas ausgetobt hatte, ließ er trotz der rauhen Witterung und trotz der flehendlichen Bitten von Clemence sein Pferd satteln; und keine Macht der Erde vermocht ihn abzuhalten, nach Melani zu reiten, wo sein treuester Freund auf Erden ruhte.

„So hat Dich Deine Ahnung, Du Edelster," sprach er für sich, indem er durch die schweigende Gegend ritt, „nicht betrogen. Wir sollten nur zu bald getrennt werden. Mein guter Nurmahal, noch vermag ich's nicht zu fassen, Dich verloren zu haben. Wie öde ist mir die Welt geworden! So mußte Dir die heimathliche Erde zum Grabe werden, nachdem Du Dein Leben unter fremdem Himmel so oft für mich gewagt hattest."

Melancholisch flüsterte der Abendwind in den fast blätterlosen Zweigen der alten Ulmen, welche die einsamgelegene Pfarrwohnung des Pater Benedictus umschattete, als Renouard am Ziel seiner Reise anlangte und mit fast zagender Hand den Glockenring zog.

Ueberall athmete der tiefste Frieden; vom kleinen Kirchhof herüber schauten einfache Hügel und Kreuze. Renouard vernahm, wie die gezogene Glocke im Innern des Hauses wiederhallte. Der greise Küster öffnete und führte den Fremdling nach der Wohnstube des Pfarrers, deren Fenster in der schönen Jahreszeit von dem grünen Laube der Weinrebe freundlich umzogen waren.

Der fromme Diener des Herrn kam dem eintretenden Camille entgegen und reichte ihm voll Wohlwollen die Hand.

„Wie freu' ich mich," sprach er, „Euch wieder gesund und rüstig vor mir zu sehen. Danket dem Herrn, denn er hat Großes an Euch gethan."

Nachdem Renouard den Dank seines Herzens seinem Lebensretter ausgesprochen hatte, kam er sogleich auf Nurmahal und bat, daß der ehrwürdige Herr ihm über die letzten Stunden seines Freundes so ausführlich wie immer möglich berichten möchte.

Benedictus erwiederte kein Wort. Er führte Camille nach einem Sopha im Hintergrunde des Zimmers, hieß ihm Platz nehmen und setzte sich neben ihn. Dann erfaßte er nach einiger Zeit die beiden Hände des jungen Mannes und schaute ihm lange mit Blicken voller Liebe und Bewunderung in die Augen.

„Ihr müßt," brach er endlich das lange Schweigen, „zu den sehr guten Menschen hienieden gehören, denn ein Engel ist für Euch gestorben."

„Ja, das war er," versetzte Camille und die Thränen brachen ihm von Neuem hervor.

„O sprecht, ehrwürdiger Herr," fuhr er nach einer Pause fort, „wie waren seine letzten Augenblicke? Hat sich Nurmahal meiner erinnert?"

„Der Name Camille," erwiederte der Pfarrer, „war sein letztes Wort. Nachdem der Sterbende vernommen, daß Ihr noch am Leben und gerettet wäret, verklärte sich sein Antlitz und die engelvolle Seele kehrte nach dem Lande zurück, aus welchem sie gekommen."

Camille vermochte vor Schmerz nicht zu sprechen.

Noch immer hielt der Diener des Herrn des Jünglings Rechte umfaßt und blickte voll frommer Bewunderung zu ihm auf.

„Und Ihr hättet es wirklich nicht gewußt?“ frug er, nachdem Camille sich Etwas beruhigt hatte.

„Was soll ich gewußt haben, frommer Herr?“

„Und Ihr hättet es wirklich nicht gewußt und auch nicht geahnet?“ fuhr der Geistliche mit betonterer Stimme fort.

Camille erhob sein thränentrübes Auge zu dem Frager.

„Ich verstehe Euch wirklich nicht, ehrwürdiger Herr.“

Der Prediger schaute Camille lange in das schmerzensreiche Antlitz.

„Nein,“ sprach er endlich mit bewegter Stimme, „in diesen Zügen wohnt kein Falsch. So vernehmt denn—“

Renouard schaute immer erwartungsvoller zum Sprecher auf. Der Geistliche fuhr in langsamem, bedeutungsvollem Tone fort:

„Der Engel, der für Euch gestorben ist, war ein — Mädchen.“

„Wie?“ schrie Camille außer sich, „was sagt Ihr?“

„War ein Mädchen, das Euch liebte; und nie wohl hat sich des Weibes Liebe in schönerm Glanze gezeigt. Für Euch scheute sie keine Gefahr, kein Opfer, für Euch ging sie selig lächelnd in den Tod.“

„Unmöglich, unmöglich!“ rief Camille auf das Tiefste ergriffen, einmal über das andere.

„Ihr sollt die Beweise haben,“ sprach aufstehend der Geistliche und trat zu einem Wandschranke, aus welchem er ein Papierheft hervorlangte.

„Hier ist das einstige Tagebuch der Seligentschlafenen,“ fuhr Benedict fort; „ich habe versprechen müssen, es in Eure Hände niederzulegen.“

Wie ein theures Heiligthum empfing Renouard die von zarter Frauenhand beschriebenen Blätter.

„Und zum Beweise, daß ich die Wahrheit rede,“

sprach der Geistliche weiter, „sendet Euch Nurmahal den Ring zurück, den Ihr ihm in der Wüste gabt, als er Euch mit seinem Blute tränkte."

Nachdem Benedictus den Ring übergeben, verließ er aus zarter Schonung das Zimmer; Camille aber begann mit bebender Seele in den verhängnißvollen Blättern des Tagebuchs zu lesen.

Nur zum allernöthigsten Verständniß mögen folgende Stellen desselben hier einen Platz finden.

Den 8. Floréal.

„Ja, es gibt Engel hienieden. So hat mich dieser Glaube nicht betrogen. Als ich mit der Mutter von einem kleinen Spaziergange heimkehrte, hatte sie auf dem schlüpfrigen Pflaster, denn es hatte kurz zuvor geregnet, das Unglück, auszugleiten und zu fallen. Als ich noch bemüht bin, sie wieder aufzurichten, biegt ein wüthendes Zweigespann um die Straßenecke und gerade auf uns zu. Auf allen Seiten ertönt Hülferuf; aber Niemand springt der alten schwachen Frau bei, die ich allein nicht schnell genug in Sicherheit zu bringen vermag. Nur noch wenige Schritte sind die wüthenden Thiere von uns entfernt, da fällt, auf die Gefahr hin, überfahren und geschleift zu werden, ein junger Mann dem Gespanne in die Zügel und bringt es zum Stehen. Wir waren gerettet; aber nichtsdestoweniger mehr todt als lebendig. Zum Glück wurde unser edelherziger Retter nicht beschädigt. Ihn mochte unser Zustand jammern; die Mutter konnte vor überstandener Angst sich kaum auf den Füßen erhalten. Er winkte einem vorüberfahrenden Lohnkutscher. All unsers Sträubens ungeachtet, mußten wir einsteigen. Bei unserer Wohnung angelangt, half er uns aussteigen und verabschiedete sich, ohne unsern heißen Dankesworten die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Ja, es gibt noch Engel!"

Den 9. Floréal.

„Wer nur unser gestriger Retter gewesen sein mag? Mir schien es ein Student; er trug eine Mappe unterm Arme. Ob ich ihn noch einmal wiedersehen werde? Ob er sich wohl erkundigen wird, ob der Mutter der Schrecken geschadet? Seine Leutseligkeit läßt das erwarten. Er muß freilich vier Treppen steigen. Wie sehr ich wünschte, daß er käme, so müßte ich doch schamroth werden, wenn er unsere Armuth sehe. Aber wenn er auch nicht kommt, ein Engel bleibt er nichtsdestoweniger."

Den 10. Floréal.

„Er ist wirklich dagewesen. Ich erschrak zu Tode, als es heute anklopfte und er eintrat. Er unterhielt sich ganz prächtig mit der Mutter, als wenn die Beiden schon längst bekannt wären. Von Zeit zu Zeit that er auch an mich eine Frage. Ich muß ihm aber entsetzlich einfältig vorgekommen sein; denn ich glaube kaum, daß ich eine gescheute Antwort gegeben. Mein Herz zitterte beständig. Er blieb ganzer zwei Stunden. Ich mußte Thee kochen. Ich begreife nicht, wie er, gewiß ein lebenslustiger junger Herr, in unserm ärmlichen Stübchen es auszuhalten vermochte. Er hat um die Erlaubniß gebeten, uns von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. Mir ist Alles wie ein Traum."

Den 16. Floréal.

„Camille Renouard heißt unser Engel; er stammt aus dem Süden von Frankreich und ist in Paris, um die Rechte zu studiren. Er ist ganz und gar nicht reich. Mir ist, seit ich das weiß, ein rechter Stein vom Herzen gefallen."

Den 20. Floréal.

„Camille besucht uns regelmäßig einen Tag um den andern. Ich erkenne seinen Schritt, wenn er

noch auf der vorletzten Treppe ist. Hätt' ich mir doch nimmer träumen lassen, daß die Herren Studenten so still und eingezogen zu leben vermöchten. Die Mutter hält große Stücke auf Camille; das freut mich innigst; sie meint, solche solide junge Männer seien jetzt eine Ausnahme. Das glaub' ich auch.

Den 25. Floréal.

„Oft denke ich jetzt bei mir: Ach, wenn Du doch reich wärst oder eine wunderthätige Fee, wolltest Du ihn mit Glück überschütten, ohne daß er wüßte, woher es käme. Auch wünscht' ich, er geriethe in Gefahr und ich könnte ihn erretten mit Gefahr meines Lebens."

Den 6. Prairial.

„Gestern waren wir zum Rosenfeste im lieben Auteuil bei unserer freundlichen, alten Margareth, wo man für weniges Geld wirklich ein recht gutes Abendbrod bekommt. Camille begleitete uns dahin. Wir dinirten in der Jelängerjelieberlaube, unserm Lieblingsplätzchen. Das Abendroth spiegelte sich in der Erdbeerkaltschale. Es war himmlisch. Ich hatte unsern Freund nie so heiter gesehen. Die Stunden flohen vorüber in rosenrother Schöne. Beim Abschied an unserer Wohnung nannte er mich nicht Demoiselle, sondern „Seraphine." Alle Glocken meines Herzens klangen wieder. Ich weiß mich eines schönern Tages in meinem Leben nicht zu erinnern. Welcher Seligkeit ist das Menschenherz fähig!"

(Es folgen eine Reihe von Tageblättern, in welchen sich Seraphinens Liebe für Camille immer glühender ausspricht.)

Den 18. Messidor.

„Ich weiß nicht, mein Mütterchen will mir seit einiger Zeit gar nicht gefallen. Sie kränkelt bestän-

dig. Camille meint zwar, es habe nichts auf sich, aber mir ist gleichwohl recht bange. Es geschehen wieder Kriegsrüstungen. Camille erzählt täglich davon. Gestern meinte er, wenn es seine Verhältnisse erlaubten, zöge er gern mit. Mein Gott, wenn er fortzöge, was sollte aus mir werden, die ich blos in seinem Anschauen lebe, wie das Mücklein im Sonnenstrahl. Und gleichwohl kann er nicht ewig in Paris bleiben. Ich darf daran nicht denken."

Den 4. Thermidor.

„Das ist nun die dritte Nacht, daß ich bei der guten Mutter wache, die selten Schlaf hat. Da will denn die Arbeit am Tage gar nicht flecken. Es wird kaum die Hälfte fertig, und gleichwohl bedurfte ich des kleinen Verdienstes nie so dringend wie jetzt. Ich habe den Arzt rufen müssen; der hat Arznei verschrieben und manche andere Erquickung für die Kranke. Wenn nur der Tag noch einmal so viel Stunden hätte, da wäre doch eher eine Aussicht, daß ich Etwas vor mich brächte. An Ausdauer sollte mir's nicht fehlen. Du lieber Gott, wenn ich so die Nacht durchwacht und den Tag über gearbeitet habe, und mir der Kopf müde auf die Brust sinkt, so ist doch aller Schlaf vergessen, sobald Er kommt. Er ist mein Licht, mein Leben und ahnet nicht, wie sich ein armes Wesen in seinem Strahle sonnet."

Den 20. Thermidor.

„Als ich gestern den Arzt um die Rechnung bat, damit dieselbe nicht zu hoch anlaufe, sprach er: „Unbesorgt, mein gutes Kind, das ist Alles abgemacht." In der Apotheke ward mir dieselbe Antwort. Vergebens war all' mein Fragen. Wie erkläre ich dies? Sollte Camille, der sein wenig Geld selbst nöthig braucht —? Und gleichwohl, wer sollte uns armen,

unbekannten Leuten? —? Trotz ihrer Abwehr bringt er der Mutter noch immer täglich eine Schale theuren Himbeergelés, welches ihr der Arzt erlaubt hat. O mein Vater im Himmel, gewähre mir die Gnade, daß ich für ihn sterben darf!"

(Nach langwieriger Krankheit stirbt die Mutter. Seraphinens Schmerz ist grenzenlos; dazu ihre Kasse so erschöpft, daß die Beerdigungskosten nicht bestritten werden können. Wieder ist Camille der Retter. Er gibt sich sogleich auf das angelegentlichste Mühe, dem verlassenen Mädchen in einer achtbaren Familie ein anständiges Unterkommen zu verschaffen; doch sieht er sie von dieser Zeit an seltener. Seraphinens Liebe zu Camille gleicht einer heiligen Verehrung.

Bei den zunehmenden Rüstungen erreicht endlich die Kriegslust in dem jungen Manne einen so hohen Grad, daß er nach Saint Maurice abreist, um bei seinem Oheim die Erlaubniß einzuholen, in's Feld ziehen zu dürfen.)

Den 30. Germinal d. folg. Jahres.

„Er ist fort. Die Sonne ist untergegangen. Mein Licht und Leben sind erloschen. O wär' ich sein Hündchen, ich würde ihn so lange gebeten und geschmeichelt haben, bis er mich mitgenommen hätte. Ich will mein Mütterchen besuchen, mich auf ihren Hügel setzen. Vielleicht, daß sie mich zu sich nimmt."

Den 5. Floréal.

„Ist es Traum, ist's Wirklichkeit? Das Lotterieloos, welches mir Camille am Rosenfeste zu Auteuil schenkte, soll sechstausend Franken gewonnen haben."

Den 6. Floréal.

„Das Loos hat wirklich gewonnen. Es ist ein Fingerzeig vom Himmel. Ich eile ihm nach. Er wird Geld brauchen. Er soll Alles haben; aber er darf

nicht wissen, von wem die Hülfe kommt, weil er sie sonst nicht annehmen würde. Der wackre Notar Ferrand will mir noch heute Wechsel auf ein Toulоner Banquierhaus verschaffen."

Den 15. Floréal.

„Es ist gelungen. Der Brief ist in seinen Händen. Ich habe Camille unsichtbar umschwebt und ihm das Schreiben selbst zugestellt, als er in der Gartenlaube zu Saint Maurice sanft schlummerte."

Toulon, den 25. Floréal.

„Dem Himmel sei Dank, er hat das Geld erhoben. Welche Angst hab' ich ausgestanden, daß er es unterlassen möchte. In Saint Maurice soll er sich in die Tochter seines Vormundes verliebt haben. Man spricht das Beste von dem schönen Mädchen. Mein Herz empfand einen jähen Schmerz bei der Nachricht; es war, als wenn ein schneidend Instrument dasselbe verwundete. Jetzt bin ich ruhiger. Wenn Clemence ihn nur den hundertsten Theil so liebt, wie ich, wird er glücklich werden. Seine Liebe sei gesegnet.

Die Ricard's sind vortreffliche Menschen. Ich stand gestern mit der einen Tochter vom Hause, einem reizend Kinde, am Fenster, gerade als Camille den Wechsel erhoben und nach Hause zurückkehrte. Seine Blicke schweiften an mir vorüber. Ich floh zurück. Er schien überrascht. Ob er mich erkannt haben mag? Wie dem sei, nimmer glaubte er mich in Toulon.

Den 28. Floréal.

„Mein Entschluß ist gefaßt, wie gewagt er erscheinen mag: Ich habe ein Mittel ausfindig ge-

macht, mich so unkenntlich zu machen, daß selbst meine gute Mutter mich nicht erkennen würde. Ich trete vor der Hand in die Dienste seines Freundes, des Professor's Larossossinier; bei der ersten Gelegenheit suche ich aber sein Diener zu werden. Dann komme, was da will. An seiner Seite will ich leben, will ich sterben; Du aber mein Vater im Himmel, verleihe Kraft Deinem schwachen Kinde zu dem Werke Deiner Liebe; segne mich, heilige mich, auf daß ich Sein Engel werde."

Dies waren die letzten Worte in Seraphinens Tagebuche. —

Wochen und Monden zogen vorüber und die tiefste Schwermuth hielten Camille's sonst so heitern Sinn umfangen. Jeder Gedanke an die aufopfernde Liebe des gestorbenen Mädchens erfüllte ihn mit Schmerz. Hatte er doch nie eine Ahnung gehabt, daß Seraphine ihn liebe; so tief war ihr Heiligstes in ihrer Brust verschlossen geblieben. Er hatte ihr darum auch nie ein Wort der Liebe zugeflüstert und stets nur brüderliche Theilnahme bewiesen; obschon auf Ersteres ihre äußerlichen Vorzüge Anspruch gehabt hätten, denn sie war ein reizendes Kind von achtzehn Jahren.

Selbst der aufopfernden liebenden Sorgfalt Clemence's wollte es nicht gelingen, die trüben Wolken von Camille's Stirn zu verscheuchen.

Auch Herr von Montreuil befand sich während dieser Zeit in der düstersten Stimmung. Die Bemühungen des Professors Larossossinier in Paris

schienen nicht von erwünschtem Erfolge gewesen zu sein. Obschon man Montreuil von Seiten der Regierung auf keine Weise belästigte, so erfolgte doch auch nicht ein Schritt, der zu einer Annäherung hätte führen können; ein Umstand, der den Stolz des alten Adeligen nicht wenig verletzte.

Nur Baptist, der auf Renouard's Verwendung die Gärtnerstelle seines alten Vaters, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, erhalten, war heiter und guter Dinge. Er warb um Herz und Hand der hübschen Ninon, welcher er jetzt als gereister Mann weit mehr zu imponiren wußte, als früher. Seiner liebenswürdigen Beharrlichkeit gelang es auch endlich, beides zu erhalten. Er hatte daher wohl alle Ursache, sich seines Lebens zu freuen.

Erst als die kalten, feuchten Winterwolken sich verzogen und der Himmel wieder blau und warm auf die ergrünenden Berge der Provence herabsank, die Nachtigallen in den Wäldern zu schlagen begannen, und die Rosen, welche Camille und Clemence auf Seraphinens Grab gepflanzt hatten, die goldnen Augen aufschlugen und zur Freude aufforderten, erstarkte das betrübte Herz Camille's und er schloß die Geliebte inniger in die Arme. Er betrachtete sie als ein theures Vermächtniß der Seligvollendeten; denn sie hatte diese Liebe ja gesegnet.

Es war ein wunderschöner Frühlingsabend, als Camille und Clemence von dem Grabe Seraphinens, das sie oft besuchten, nach Saint Maurice zurückkehrten. Wälder und Berge standen im brennenden Golde, die Lerchen sangen und von entfernten Dörfern ertönten die Abendglocken, welche die heimgegangene Sonne zur Ruhe läuteten.

Das liebende Paar, welches den Wagen verlassen hatte, wandelte auf einem anmuthigen Fußpfade dem Schlosse zu, als Baptist athemlos ihnen entgegen kam.

„Eilt Euch!“ rief der junge Gärtner schon von weitem, „so eben sind der Professor und die Generale Lannes und Murat angelangt; ich bin bereits der dritte Eilbote, den Euch der gnädige Herr entgegen sendet.“

„Wie?“ rief Camille, freudig erschrocken, „die Generale Lannes und Murat in Saint Maurice? Komm, Clemence, das kann nur Freudiges bedeuten.“

Als man auf dem Schlosse anlangte, kam Herr von Montreuil ihnen entgegen und schloß Renouard in seine Arme.

„Frieden und Versöhnung!“ rief er. „Der erste Consul konnte sich nicht nobler benehmen. Ich bin zum Präfecten des Departements ernannt.“

„So hab' ich mich in Bonaparte nicht getäuscht,“ erwiederte freudig Camille; „ein ächtes Heldenherz, wie das seine kennt keinen Groll.“

So wie sich der gute Professor und die beiden Generale den Staub der Reise abgeschüttelt, eilten sie, den alten Freund und Waffenbruder, den Liebling Bonaparte's und seine künftige Gemahlin zu begrüßen. Welch' ein Wiedersehen!

Herr von Montreuil benutzte die Anwesenheit der verehrten Gäste zur Verlobungsfeier seiner Tochter. Seit langer Zeit war es in den alten Mauern von Saint Maurice nicht so lebendig und lustig hergegangen.

Am Morgen des schönen Tages — alle Fenster standen offen, Frühlingsluft wehte durch alle Ge=

mächer — erschien der Roland von Frankreich, der jugendlich schöne, ritterliche Lannes, in seiner prachtvollen neufranzösischen Generalsuniform vor der reizenden Braut und legte mit aller Galanterie eines Franzosen der sogenannten guten alten Zeit, als ein Angedenken des ersten Consuls, einen wundervollen orientalischen Shawl um den blendenden Nacken.

Nie hatte ein glänzenderes Festmahl stattgefunden in den Blumen geschmückten Sälen des Schlosses.

Als aber unter dem Donner der Böller, dem Schmettern der Trompeten die Gesundheit des glücklichen Paares getrunken wurde und die Freude ihren Höhepunkt erreicht hatte, ward sie für Camille eine heilige. Eine Thräne perlte ungesehn in den Becher. Sie galt dem Andenken eines Engels, der ihn geschirmt, für ihn gelitten, in den Tod gegangen und auf dessen Grabe die Rosen blühten.

Schluß des dritten und letzten Bandes.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Wöchentlich 1—1½ Bogen mit Illustrationen.

Vierteljährlich nur 10 Ngr.

Auch in monatlichen Heften zu beziehen.

Der Zweck dieses Blattes ist ein unterhaltender und belehrender zugleich und sind behufs dessen die tüchtigsten **Volksschriftsteller** gewonnen worden. Was aber die Gartenlaube noch besonders von den gewöhnlichen Unterhaltungsblättern unterscheidet, sind die in derselben in eigenthümlicher echt **populärer Form** erscheinenden **Mittheilungen aus dem Bereiche der Naturwissenschaft, über den Bau des menschlichen Körpers und seiner Organe,** über Volks- und Familienleben u. s. w., die von den bestausgeführten **Holzschnitten** erklärend begleitet werden.

Die „**Gartenlaube**" hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens an 5000 Abonnenten erobert — der beste Beweis für die Vortrefflichkeit des Blattes.

Leipzig, im August 1853.

Ernst Keil.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Stolle, Ferdinand,

Ferdinand Stolle's ausgewählte Schriften Volks- und Familienausgabe

Bd.: 4

Leipzig 1853